

Schlehe, Judith (1987): *Das Blut der fremden Frauen. Menstruation in der anderen und in der eigenen Kultur*, Frankfurt/M., New York.

Strathern, Marilyn (Hg.) (1987): *Dealing with inequality. Analysing gender relations in Melanesia and beyond*, Cambridge.

Watson-Franke, Maria-Barbara (1985): »Production and the Status of Women: An Anthropological Interpretation of Historical Marcialism«, in: *Anthropos* 80, 1/3, S. 1-14.

Wesel, Udo (1980): *Der Mythos vom Patriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung der Frauen in frühen Gesellschaften*, Frankfurt/M.

Werthof, Claudia v. (1985): *Wenn die Bauern wiederkommen. Frauen, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela*, Bremen.

Völger, Gisela und Karin v. Welck (Hg.) (1985): *Die Braut. Geliebter-verkauf-getausch-geraubt. Zur Rolle der Frau im Kulturvergleich*, 2 Bde., Köln.

Zinser, Hartmut (1981): *Der Mythos des Mutterrechts. Verhandlung von drei aktuellen Theorien des Geschlechterkampfes*, Frankfurt/M.

Eleanor Leacock
 Der Status der Frauen
 in egalitären Gesellschaften:
 Implikationen für die soziale Evolution

Die Analyse des Status der Frauen in egalitären Gesellschaften ist von der Analyse der Gesamtheit der egalitären sozio-ökonomischen Struktur nicht zu trennen. Konzepte, die auf der hierarchischen Struktur unserer Gesellschaft basieren, verzerren beides. In der Folge werde ich auf die Tendenz eingehen, Horden- oder band-Gesellschaften solche Macht- und Besitzverhältnisse zu unterstellen, die unsere Gesellschaft charakterisieren. Diese Tendenz verschleiern die qualitativ anderen Verhältnisse. Diese Tendenzen, wenn Bande ökonomischer Abhängigkeit das Individuum direkt mit der Gruppe verknüpfen, wenn öffentliche und private Bereiche nicht dichotomisiert und wenn Entscheidungen im großen und ganzen von denen getroffen werden, die diese auch ausführen. Ich werde darüber hinaus versuchen zu zeigen, daß historische Herangehensweise und die Vermeidung ethnozentrischer Phraseologie bei der Erforschung dieser Gesellschaften klarmacht, daß deren Egalität für Frauen im selben Maß zutrifft wie für Männer. Außerdem möchte ich darauf hinweisen, daß dies für das Verständnis der sozialen Evolution von großer Wichtigkeit ist.

Aufzuzeigen, daß der Status der Frau in der egalitären Gesellschaft sich qualitativ von dem in unserer Gesellschaft unterscheidet, wirkt auf verschiedenen Ebenen Probleme auf. Erstens sind die von Anthropologen erforschten Gesellschaften alle bis zu einem bestimmten Grad in weltweite ökonomische und politische Systeme integriert, in denen Frauen unterdrückt werden, und die meisten Gesellschaften sind schon jahrhundertlang Bestandteile dieser größeren Systeme. Anthropologen kennen diese historische Realität sehr wohl, pflegen sie jedoch zu ignorieren, wenn sie verallgemeinernde Beurteilungen über die sozio-ökonomischen Systeme von Vorklassengesellschaften treffen.

Ein zweites Problem ergibt sich aus der Selektivität der Forschung. Zu viele Fragen über Frauen wurden entweder gar nicht

Übersetzung: Elinore Höcker
 Ulrike Buisman

oder aber den falschen Adressaten gestellt und Lücken in den ethnographischen Berichten leichter mit Klischees ausgefüllt. Bis vor kurzem reichte es für eine Ethnographie, die Partizipation der Frau in einer bestimmten Gesellschaft mit kurzen Bemerkungen über die Nahrungszubereitung und die Kinderpflege abzuhandeln. Daher kann eine leichtfertige Handhabung von kulturvergleichenden Daten ohne weiteres bestätigen, daß das westliche Ideal vom Status der Frau tatsächlich allgemeingültig ist. Diese Behauptung wird durch eine ethnozentrische Interpretation bestärkt. Generell wird, unter Verzicht auf empirische Belege, überhaupt beziehungsweise angedeutet, daß Frauen in der einen oder anderen Gesellschaft einen niedrigen Status einnehmen. Unbelegt durch linguistisches oder anderes unterstützendes Datenmaterial etwa ist die beiläufige Feststellung, daß das Menstruationsblut verunreinigend sei und deshalb zum inferioren Status der Frauen beitrage – angeblicher Hinweis darauf, daß diese verbreitete westliche Einstellung der Abscheu doch tatsächlich auch in der untersuchten Kultur vorkomme.

Ein weiteres Problem für die Analyse des Status der Frauen in egalitären Gesellschaften ist ein theoretisches. Daß Frauen in diesen Gesellschaften autonom waren – das heißt, daß sie die Macht hatten, Entscheidungen über ihr eigenes Leben und ihre eigenen Aktivitäten im selben Maße wie die Männer über ihr Leben zu treffen –, ist nicht zu verstehen, solange der grundsätzliche Charakter individueller Autonomie in solchen Gesellschaften nicht klargemacht wird.

(Ich ziehe den Terminus »Autonomie« dem der »Gleichheit« vor, denn Gleichheit beinhaltet Rechte und Möglichkeiten, die spezifisch für Klassengesellschaften sind, und verwechselt Gleichheit mit Gleichwertigkeit. Wer kann oder will, genau genommen, schon ganz gleich wie jemand anderer sein?) Sobald es zur Entwicklung von Führerschaft und Entscheidungsfähigkeit kommt, werden die nicht auf Klassen basierenden Gesellschaften nicht länger qualitativ anders als die nach Klassen organisierten eingestuft, Unterschiede als rein quantitative verstanden und die Möglichkeit, daß in Nichtklassengesellschaften vollkommen andere Beziehungszusammenhänge wirken als dort, wo ökonomische Macht im Spiel ist, wird nicht berücksichtigt. Statt dessen werden als Ergebnis intellektueller Denkgewohnheiten, die von platonisch-metaphysischen Traditionen herkommen, universelle, indi-

viduelles Verhalten betreffende Kategorien aufgestellt, bezeichnet, gezählt, beschrieben oder irgendwie dadurch konkretisiert, daß man nicht bis zur Entdeckung der dahinterliegenden soziökonomischen Prozesse vordringt.

Schwierig ist das Prinzip anzuwenden, daß jede Wirklichkeit aus ineinander verwobenen Prozessen und nicht aus ineinander verwobenen »Essenzen« oder Gegenständen besteht. Erst bei Berücksichtigung der Konzepte von Prozeß und Konflikt ist es möglich, diese auch zu konkretisieren. Da solche konkretisierten Auffassungen aus unserer eigenen Kultur abgeleitet werden, ist es kein Zufall, daß hierarchische Muster, ähnlich den unseren, überall dort »gerade erst« beginnen sich zu entwickeln«, wo sie noch nicht voll ausgereift sind. Von der band zum Stamm, vom Stamm zum Häuptlingsstum, vom Häuptlingsstum zum Staat wird die Entwicklung der Entscheidungsfindungsprozesse quantitativ als progressive Veränderung hin zu westlichen Macht- und Kontrollformen angesehen. Fundamentale qualitative Unterschiede zwischen egalitären Gesellschaften und Klassengesellschaften gehen verloren. Eine hierarchische Betrachtungsweise der Geschlechterrollen paßt gut in dieses Schema: Daß Geschlechterrollen existieren, ist schließlich eine menschliche Universalie. Die Annahme, daß jeglicher Unterschied zwischen den Geschlechtern notwendigerweise Hierarchie bedeutet, gilt dann nicht als Ethnozentritismus, sondern als Ausdruck eines gesunden Menschenverstandes.

Die Konkretisierung der Auffassung vom »Stamm«, wie von Fried (1968, 1975) erarbeitet, ist ein gutes Beispiel dafür, worum es mir geht. Fried behauptet, daß Stämme, insofern sie als kulturell und territorial abgegrenzte und politisch integrierte Gruppierungen, bands oder Dörfer existieren, Produkte kolonialer Verhältnisse seien. In Ermangelung einer klaren Auffassung, die das bisherige Konzept ersetzen könnte, wird der Terminus »Stamm« weiterhin verwendet undährt die zu Mißverständnissen führende Auffassung, daß egalitäre Völker in abgeschlossenen, territorial begrenzten Einheiten organisiert waren, uniform den Vorschriften der Bräuche gehorchten und durch die Autorität, sei sie auch noch so schwach, eines Häuptlings und/oder der Ratsversammlung kontrolliert wurden. Die Struktur ist nicht nur »kalt«, sie ist tatsächlich eingefroren. In Wirklichkeit waren die Menschen aber viel kosmopolitischer, als es der Terminus »Stammes-

mitglieder« zum Ausdruck bringt. Sie wanderten umher, machten Geschäfte, führten Verhandlungen und wählten ständig zwischen alternativen Handlungsmöglichkeiten.

Im Hinblick auf das Studium der Geschlechterrollen wird der Kern der tribalen Struktur üblicherweise in Begriffen unilinear-agnatischer Systeme erfaßt, die die formale, juristische Autorität im Gegensatz zum »familiären«, den Frauen zugeordneten Einflußbereich repräsentieren. Die Polarisierung der öffentlichen Autorität des Mannes und der privaten Einflußnahme der Frau wird als den Lebensbedingungen der Menschen immanent angenommen. Dadurch werden Bereiche, in denen Frauen sozial anerkannte Autorität ausübten, verschleiert oder abgewertet. Die Unterscheidung zwischen unilinearen und segmentierten Verwandtschaftssystemen wurde kürzlich, auf der Grundlage eines Vergleiches von melanesischem und afrikanischem Datematerial (Barnes 1971, Keesing 1971), in Frage gestellt. Ich behaupte, daß die Dichotomisierung nach »öffentlichem« und »privatem« Bereich ähnlich inadäquat für das Verständnis von Gesellschaften, die nicht nach Klassen strukturiert sind bzw. waren, ist. Sofern die sozialen Prozesse der präkolonialen Welt rekonstruiert werden können, tritt vielmehr in vielen Kulturbereichen die genaue Beschreibung und Gegenüberstellung von öffentlichen und privaten Sphären erst dort in Erscheinung, wo individuelle Familien bereits zu mehr oder weniger kompetitiven Einheiten geworden sind, die in Konflikt mit der Gemeinschaft von Familien, Horden oder Verwandtschaftsgruppen stehen. Der Gesamtkomplex der damit zusammenhängenden Prozesse von Spezialisierung, Austausch und Ausdehnung der Landarbeit stellt den ersten Schritt auf dem Weg zur Klassendifferenzierung dar. Obwohl es die Zufälligkeit der geschichtlichen Ereignisse mit sich brachte, daß diese Prozesse in der ganzen Welt von den kolonialen Verhältnissen völlig umgestaltet wurden, kann man doch einige ihrer wichtigsten Umrisse durch ethnohistorische Forschung und vergleichende Analyse feststellen.

Im Falle der Wildbeuter-Gesellschaften wird die Kontrolle, die Frauen über ihr eigenes Leben und ihre Aktivitäten ausübten, größtenteils als ethnographische Tatsache akzeptiert. Trotzdem unterstellen die meisten Autoren den Frauen einen irgendwie niedrigeren Status und eine unterwürfige Haltung gegenüber den »dominanten« Männern. Die bloße Existenz der verschiedenen

Rollen von Frauen und Männern gilt als ausreichende Erklärung, insbesondere eingedenk der Verantwortung der Frauen für das Kindergebären und Stillen. Die Möglichkeit, daß Frauen und Männer »anders, aber gleich« sein könnten, wird selten in Betracht gezogen. Das verwundert nicht weiter, da es gut damit übereinstimmt, daß Frauen in unserer eigenen Gesellschaft beschworen werden, die Vorteile der Verpflichtung, die die Mutterschaft ihnen auferlegt, doch zu schätzen. Daß ein gleichwertiger Status der Frauen sehr wohl auch mit der Gebärfähigkeit einhergehen kann, ist ein Gedanke, der erst jetzt empirisch untersucht wird (Draper 1975). Mir geht es darum klarzumachen, daß die Konzeptionen der band-Organisation neu zu überdenken sind, will man das Wesen der Autonomie von Frauen in Wildbeutergesellschaften verstehen. Die band als »familienorientiert« (Service 1966: 8) oder als »einfachen Zusammenschluß von Familien« (Shlins 1961: 324) zu beschreiben, kann zwar in einer vereinfachten Weise dazu dienen, etwas von dem nicht hierarchischen und informellen Charakter des sozio-ökonomischen Lebens bei Wildbeutern zu vermitteln. Es impliziert aber auch, daß eine angeblich universelle »Familie« der Kern jeder Gesellschaft ist. Eine solche Auffassung von band, ob implizit oder explizit, läßt keine andere Alternative zu, als die Geschlechterrollen schon in band-Gesellschaften als einen Keim dessen wahrzunehmen, was sich dann erst in der Klassengesellschaft entwickeln wird. Dies impliziert ein Verständnis von historischer Evolution als Kontinuum, in dem die sozialen Strukturen quantitativ unseren heutigen immer ähnlicher werden, und nicht als Folge qualitativer Transformationen, in deren Verlauf sich die Beziehungen zwischen den Geschlechtern vollkommen verändert haben.

Um also die Problematik der Egalität der Geschlechter darzulegen, muß man sich einer Kombination von theoretischer und empirischer Neuüberprüfung bedienen. In der Folge werde ich anhand verschiedener Beispiele darlegen, was meiner Meinung nach dazu erforderlich ist. Das Datematerial kann man überall finden; es bildet ja das Gerüst des ethnographischen Berichtes.

Vor 25 Jahren studierte ich auf der Labrador Halbinsel* die Montagnais-Naskapi und untersuchte die sich verändernden Beziehungen, die diese zu Fallenstellern und Händlern gegenüber den damaligen Jäger dem Land und den Ressourcen gegenüber hatten. Damals entdeckte ich, daß die band, so wie sie damals verstanden wurde (Speck 1926: 277-78) – als eine recht geordnete Einheit mit einem Anführer, einem Namen und einem relativ abgegrenzten Territorium –, in der Vergangenheit einfach nicht existiert hatte. Missionare, Händler und Regierungsvertreter beklagten diesen Mangel und taten alles, um die band, wie man sie später verstand, überhaupt erst ins Leben zu rufen, während gleichzeitig vom Pelzhandel ein unentzerrbarer Einfluß ausging. »Es ist ein Irrtum, anzudeuten [...] daß die zunehmende Abhängigkeit vom Handel sich dahingehend auswirkte, daß sie vorher stabile soziale Gruppen zerstörte«, schrieb ich damals. Vielmehr »führten die Veränderungen, die der Pelzhandel mit sich brachte, zu stabilen bands mit umfassenderer formaler Organisation« (Leacock 1954: 20). Die von mir im Detail analysierten Berichte der Jesuiten-Missionare zeigen, daß die Montagnais-Naskapi-band im 17. Jahrhundert keine lose Verbindung von Familien darstellte, sondern eine saisonale Koalition kleinerer Gruppen, die gemeinsam fast den ganzen Winter der Jagd nachgingen. Diese Gruppen bestanden wiederum aus verschiedenen Residenzgruppen, die solange zusammenblieben wie es ihnen möglich war, und sich erst dann trennten, wenn die Nutzung weiterer Gebiete für die Jagd dies erforderte. Diese Residenzgruppen, aus mehreren und nicht aus einzelnen Familien bestehend, bildeten die sozio-ökonomischen Grundeinheiten (Leacock 1969, Rogers 1972: 133).

Bei Wildbeutervölkern variieren die saisonalen Muster des Zusammenkommens und Auseinandergehens entsprechend den ökologischen Gegebenheiten der verschiedenen Gebiete und den spezifisch angewandten Ausbeutetechniken (Cox 1973, Damas 1969). Wesentlich ist jedoch die Tatsache, daß Aggregate, bestehend aus mehreren Familien, als sozio-ökonomische Grundeinheiten funktionieren, sich mit anderen solchen Einheiten verbinden und sich wieder voneinander trennen. Diese Zu-

sammenschlüsse sind sehr flexibel. Sowohl Sympathie als auch eine lebensfähige Alters- und Geschlechter-Proportionalität sind die Grundlage ihrer Zusammensetzung; Blutsverwandtschaften sind wichtig, schließen Freundschaften aber nicht aus; wenn die formale Blutsverwandtschaft, so wie z. B. in Australien, besonders wichtig ist, wird mehr Wert auf klassifikatorische Verwandtschaften gelegt, die vor allem die Erwartungen der Reziprozität zum Ausdruck bringen, als auf genealogische Verbindungen, die häufig einen privilegierten Status bestimmen.

Die Unterschiede zwischen dieser Art von bands und den heute existierenden scheinen auf den ersten Blick gering zu sein, in aus lose zusammengeschlossenen Nuklearfamilien, die in einem bestimmten Ausmaß von Handel oder von Arbeit außerhalb der Gruppe bzw. auf Regierungszuwendungen oder Unterstützungen von Missionaren angewiesen sind. Daher hat die moderne band einen Häuptling oder eine Art Anführer, der die gemeinschaftlichen Interessen bei Verhandlungen mit Regierungsbeamten, Geschäftsleuten oder Missionaren wahrnimmt; diese Vermittlerrolle kann auch von einzelnen Männern, die die Außenwelt als Vorstände von Nuklearfamilien akzeptiert, übernommen werden. Als unvermeidbare Begleiterscheinung der Abhängigkeit von politischen und ökonomischen Beziehungen außerhalb der Gruppe kristallisiert sich, wenn auch etwas unklar, ein öffentlicher Bereich als Gegenpol zu einer privaten »familialen« Sphäre heraus. Darüber hinaus ist dieser öffentliche, den Männern zugeordnete Bereich entweder bereits ökonomisch und politisch signifikanter oder ist zumindest gerade im Begriff, es zu werden.

Entscheidungsfindung in Wildbeutergesellschaften

Tatsächlich schwer zu begreifen ist die Tatsache, daß bezüglich der Struktur der egalitären band Führerschaft unserem Verständnis nach nicht bloß »schwach« oder »ansatzweise entwickelt« ist, wie meistens behauptet wird, sondern überhaupt irrelevant ist. Die Bezeichnungen »informell« und »unstabil«, die meistens der band-Gesellschaft zugeordnet werden, implizieren ein Suchen der band nach »Formalität« und »Stabilität«, wie wir es vereinfacht auffassen, und verhindern eine Interpretation der qualitativ

* Im Nordosten Kanadas, Anm. d. Ü.

anderen Organisationsform, die der modernen band vorausging und eine enorme Elastizität, Effektivität und Stabilität besaß. Die Tatsache, daß ein allgemeiner Konsens innerhalb und zwischen den multifamiliären Einheiten uneingeschränkt erreicht wurde, war wesentlich für das tägliche Leben und hat wahrscheinlich Implikationen, mit denen wir üblicherweise nicht konfrontiert werden. Individuelle Autonomie war eine Notwendigkeit und existiert noch heute als geschätztes Prinzip in einem hohen Maße unter den Nachkommen der Jäger und Sammler. Sie hing zusammen mit einer Lebensform, die eine starke individuelle Initiative und Entscheidungskraft ebenso erforderte wie die Fähigkeit, un-
gemein sensibel den Gefühlen der Mitbewohner gegenüber zu sein. Ich nehme an, daß persönliche Autonomie mit der direkten Abhängigkeit jeder Einzelperson von der Gruppe in ihrer Gesamtheit einherging. So gesehen, benötigt die Entscheidungsfindung andere als unsere Konzepte von Führerschaft und Abhängigkeit, Dominanz und Unterwerfung – unabhängig davon, wie lose diese Konzepte angewandt werden.

In der egalitären band-Gesellschaft wurden Nahrungsmittel und andere Lebensnotwendigkeiten von allen arbeitsfähigen Erwachsenen bereitgestellt oder erzeugt und direkt von ihren Herstellern verteilt (manchmal auch durch ein paralleles band-Mitglied, wodurch das Prinzip des Teilens ritualisiert wurde). Es ist allgemein bekannt, daß es keinen differenzierten Zugang zu den Ressourcen durch privaten Landbesitz und keine andere Spezialisierung der Arbeit als die der Geschlechter gab sowie kein Marktsystem, das in die direkte Beziehung von Produktion und Verteilung interveniert hätte. Was jedoch nicht berücksichtigt wird, ist, daß die direkte Beziehung zwischen Produktion und Konsumtion auf engste mit der Zersplitterung der Autorität verbunden war. Erst dann, wenn es Autoritätspersonen aufgrund irgendeiner Art von Kontrolle möglich wird, Ressourcen anderen vorzuenthalten, kann man von Autorität in unserem Sinne sprechen. Durch Erfahrung und Fähigkeiten, die zum Wohle der Gruppe beitragen, muß individuelles Prestige und Einflußnahme Tag für Tag unter Beweis gestellt werden.

Auch die tragisch bizarren Formen, die persönliche Gewalt unter den Wildbeutevölkern annehmen kann, deren Ökonomie grundlegend und plötzlich zerstört wurde – wie kürzlich Turnbull (1972) über die Ik und Bates (1938) über die Aborigines des zentralen und

westlichen Australiens einer früheren Periode darlegten –, beinhalten dieses Prinzip keineswegs; die Bitterkeit des von ihnen geschilderten kollektiven Selbstmordes unterstreicht es vielmehr. Das Grundprinzip egalitärer band-Gesellschaften bestand darin, daß Individuen Entscheidungen über Aktivitäten fällten, für welche sie auch verantwortlich waren. Konsens wurde innerhalb der Gruppe angestrebt, die eine kollektive Aktivität ausführen wollte. Überretungen der Rechte den anderen gegenüber wurden durch die Betroffenen selbst geahndet. Männer und Frauen, entsprechend der geschlechtlichen Arbeitsteilung als Interessensgruppen definiert, entschieden und handelten bei Differenzen in öffentlicher Art und Weise; so hielten z. B. die Frauen der Montagnais-Naskapi im 17. Jahrhundert eine Ratsversammlung ab, um über einen arbeitsunwilligen Mann zu beraten. In einem anderen Fall brachten die Frauen bei den Pitjandjara im westlichen Zentral-Australien eine männliche Zeremonie zu vorzeitigem Abschluß, weil sie zur Nahrungsbeschaffung sehr weit gehen mußten und weiterziehen wollten (Tindale 1972: 244-45). In jenen Gesellschaften, in denen über die Eheschließungen der jungen Leute verhandelt wurde, schien dies eine Ausnahme vom Autonomieprinzip darzustellen. In dieser Angelegenheit hatten jedoch die jungen Leute meistens nicht nur ein Mitbestimmungsrecht, sondern es war auch sehr einfach, sich wieder scheiden zu lassen, und zwar auf Wunsch eines jeden Partners.

Die Aufsplitterung der Autorität in band-Gesellschaften bedeutet, daß die öffentlich-private bzw. juristisch-familiale Dichotomie, so bedeutend in einer hierarchisch organisierten Gesellschaft, hier nicht relevant ist. Die übliche analytische Praxis, auf quantitativer Basis entwickelte Kategorien für Vergleichszwecke aufzustellen, führt zur Feststellung, daß jene Entscheidungsziele von einem oder mehreren Individuen getroffen werden, die väter Natur sind, während Entscheidungen, die eine große Anzahl von Menschen betreffen, eher öffentlicher Natur sind, und die Entscheidungsfindungsprozesse könnten in eben dieser Anschauungsweise aufgezeichnet und bewertet werden. Meine Meinung ist, daß eine Analyse, die solchen Kriterien folgt, weiterhin die tatsächlichen Entscheidungsfindungsprozesse in egalitären Gesellschaften verschleiern, indem sie diese in Begriffen von Autorität und Abhängigkeitsmustern faßt, die nur charakteristisch für unsere Gesellschaft sind.

Der Status der Frauen

Bezüglich der Autonomie der Frauen gab es in der Struktur egalitärer band-Gesellschaften keine Notwendigkeit einer besonderen Unterordnung der Frau gegenüber dem Mann. Es existierten keine ökonomischen oder sozialen Verpflichtungen, die die Frauen gezwungen hätten, den Bedürfnissen und Gefühlen der Männer gegenüber sensibler zu sein als umgekehrt. Das traf sogar für Jägergesellschaften zu, in denen die Frauen nicht den Hauptanteil der Nahrung beisteuerten. Der Bericht der »Jesuit Relations« über das Leben der Montagnais-Naskapi des 17. Jahrhunderts bringt dies klar zum Ausdruck. Nach Le Jeune existierten Auseinandersetzungen und Streitigkeiten unter den Eheleuten fast nicht, da jedes Geschlecht seinen eigenen Aktivitäten nachging, ohne sich in jene des anderen »einzumischen«. Le Jeune beklagte, daß die Montagnais »sich vorstellen, es stehe ihnen das Geburtsrecht zu, die Freiheit von jungen Wildeseln zu genießen, ohne irgend jemanden Referenzen entgegenzubringen«. Indem er feststellte, daß Frauen »große Macht« ausübten, brachte er seine Ablehnung darüber zum Ausdruck, daß die Männer offensichtlich nicht bereit waren, ihre Ehefrauen zu zwingen, ihnen zu »gehörchen«, oder ihnen sexuelle Treue vorzuschreiben. Er wies die Indianer auf diesen Mangel hin und berichtete von einem Fall: »Ich habe ihm dann gesagt, daß er der Herr ist und daß in Frankreich die Frauen nicht über ihre Ehemänner herrschen.« Le Jeune war auch beunruhigt durch die direkten, unzünftigen Scherze und Aufreizungen, die die Frauen genauso wie die Männer machten. »Ihre Sprache hat den üblen Geruch von Abwässern«, schrieb er. Die »Jesuit Relations« spiegeln das Programm der Jesuiten wider, die Indianer zu »zivilisieren«. Im Laufe des 17. Jahrhunderts waren sie bemüht, die Prinzipien der formalen Autorität zu realisieren, belehrten die Menschen, den neu gewählten Häutlingen zu gehorchen, und führten Bestrafungsmethoden ein, um die männliche Autorität über die Frauen durchzusetzen. Kein Datenmaterial kann die Distanz zwischen hierarchischen und egalitären Organisationsformen illustrieren als der Bericht der Jesuiten über diese Ambitionen selbst (Leacock 1975, 1977; Leacock und Goodman 1977). Nichtsdestoweniger wird die universelle weibliche Unterordnung unter die Männer behauptet, Jagd und Krieg als männliche Berei-

che werden mit Macht und Prestige zum Nachteil der Frauen assoziiert. Was gibt es dazu zu sagen?

Antworten darauf lassen sich auf verschiedenen Ebenen finden. Erstens ist es notwendig, die Übertreibungen vom Mann als Jäger und Krieger zu modifizieren. Auch Frauen jagten individuell, wie später am Beispiel der Ojibwa gezeigt werden wird, und sie nahmen an Jagdunternehmungen teil, die oft von größerer Wichtigkeit waren. Männer taten vieles, was nichts mit der Jagd zu tun hatte. Kriege wurden selten oder gar nicht geführt. Die Assoziation von Jagd, Krieg und maskuliner Selbstbehauptung ist bei Jägern und Sammlern überhaupt nicht zu finden, außer in Australien, und hier nur sehr eingeschränkt. Vielmehr ist sie für Gartenbaukulturen in bestimmten Gebieten charakteristisch, vor allem in Melanesien und im Amazonas-Tiefland.

Weiterhin ist es auch notwendig, erneut zu überprüfen, ob diese männlichen Aktivitäten in der Vergangenheit tatsächlich höheres Prestige genossen als die Schaffung neuen menschlichen Lebens. Ich verstehe natürlich die Skepsis, mit der Frauen dem Argument, ihre Gebärfähigkeit sei genauso hoch oder sogar noch höher eingeschätzt worden als irgendetwas, was ein Mann zuwege bringen konnte, begegnen. Frauen bekommen heute nur zu hören, sie sollten sich doch mit der wunderbaren Fähigkeit, Leben zu schenken, und mit der postulierten Neigung zur »Mutterschaft«, um es in sentimentalen Worten auszudrücken, zufriedengeben. Mit Recht erkennen die Frauen hinter solchen Beschworungsformeln die Aufforderung: »Kämpfe nicht für eine Statusänderung!« Die Tatsache jedoch, daß das Kindergebären mit der heutigen Unterdrückung der Frauen in Zusammenhang gebracht wird, heißt nicht, daß dies auch in früheren gesellschaftlichen Formationen der Fall war. In dem Ausmaß, in dem Jagd und Kriegsführung (genau genommen könnte man eher von sporadischen Überfällen sprechen) Bereiche männlicher Ritualisierung waren, waren sie allein dies und nichts anderes: Bereiche männlicher Ritualisierung. In größerem oder kleinerem Ausmaß nahmen Frauen an Ritualen teil und waren an rituellen Fruchtbarkeitszeremonien entweder gemeinsam mit Männern oder getrennt von diesen beteiligt. Anzunehmen, daß die männlichen Teilnehmer wichtiger waren als die weiblichen, oder leichterung diesbezügliche Aussagen der späteren männlichen Informanten zu akzeptieren, bedeutet, die Grundfunktion der dichotomisierten Geschlechtersym-

bolik in egalitären Gesellschaften mißzuverstehen. Die Dichotomisierung ermöglichte die Ritualisierung der reziproken Rollen von Männern und Frauen, die die Gruppe aufrechterhielten. Sobald sich jedoch eine Rangordnung zu entwickeln begann, wurde Dichotomisierung zum Mittel, männliche Dominanz durchzusetzen, und mit der vollen Entwicklung von Klassen verstärkten Geschlechterideologien die Ungleichheit, die die Grundlage ausbeutender Strukturen waren.

Die australischen Aborigines werden immer wieder als das Beispiel für die weltweite Unterordnung der Frau gegenüber dem Mann angeführt. Das Datamaterial benötigt eine ethnohistorische Überprüfung, da die ungeheuren Veränderungen, die in den letzten zwei Jahrhunderten in Australien stattgefunden haben, bei der Berücksichtigung des rituellen Lebens und der männlichen Brutalität den Frauen gegenüber nicht ignoriert werden können. Seuchen, direkte Praktiken des Genozids und die Vertreibung von ihrem Land brachten die Urbewölkerung Australiens in den 30er Jahren auf ihren Tiefstand; erst die Beendigung des direkten Völkermordes, die Verteilung von Nahrungsmitteln durch Missionen und die Verringerung der Kindersterblichkeit ließen einen erneuten Bevölkerungszuwachs wieder zu. Die mit diesem einhergehende Intensivierung des zeremoniellen Lebens beschreibt Godelier (1973: 13) wie folgt:

Dieses [...] Phänomen politisch-religiöser Art bringt natürlich den Wunsch dieser Gruppen zum Ausdruck, ihre kulturelle Identität wieder zu behaupten und dem auf ihnen lastenden zerstörerischen Druck des Beherrschungs-/Herrschafts- und Akkulturationsprozesses, der sie ihres Bodens beraubt hat und ihre alten religiösen und politischen Praktiken einem systematischen Erosions- und Vernichtungswerk aussetzt, zu widerstehen.

Die zeremonielle Weiterentwicklung war unter den Bedingungen der Unterdrückung auf ein erneuerndes ethnisches Selbstverständnis ausgerichtet. Darüber hinaus wurde in den Reservaten die ökonomische Autonomie der Frauen gegenüber den Männern durch mildtätige Gaben, die man den Männern als Familienoberhäuptern gab, unterminiert sowie durch die sporadischen, den Männern vorbehaltenen Gelegenheiten, für Geld zu arbeiten. Anzunehmen, daß zeitgenössisches Datamaterial von Ritualen schon immer gültige symbolische Strukturen der australischen Aborigines wiedergibt, hat zur Folge, daß wir diese Menschen in

eine zeitlose »traditionelle Kultur« einfrieren, die sich weder ändert noch entwickelt, sondern nur untergehen kann; dies heißt auch, sie ihrer Geschichte zu berauben. Bereits Spencer und Gillen (1968: 443) stellen zu ihrer Zeit fest, daß die Frauen bei den Arunta wahrscheinlich immer seltener an den Zeremonien teilnehmen würden.

Geht es um Australien, so ist der Hinweis auf die männliche Brutalität gegenüber Frauen allgemein üblich geworden. Natürlich ist nicht jede Gewalttätigkeit dem europäischen Kolonialismus zuzuschreiben, es wäre jedoch krasser Ethnozentrismus, ja rortungsveruche, mit denen die Europäer den Aborigines entgegenzutreten, seien ohne tiefgreifende Auswirkungen geblieben. Eine häufig vorkommende Reaktion auf eine Niederlage besteht darin, die Gewalt nach innen, gegen sich selbst zu richten. Dieser Prozeß ist dann reversibel, wenn Menschen die politische Reife und organisatorische Stärke erreichen, sich mit der Ursache ihrer Probleme zu konfrontieren, so wie es in letzter Zeit bei den Aborigines der Fall war.

Andererseits gibt es Hinweise dafür, daß Frauen sich in diesem Jahrhundert öffentlich energisch wehren, ihren Ehemännern geledaß Frauen wie Männer öffentlich streiten. Dies macht eine beharrliche Tradition von Autonomie deutlich (Kaberry 1939: 25-26, 181). Bezüglich »dieser reziproken Rechte und Pflichten, die anerkannterweise jeder Ehe innewohnen«, schreibt Kaberry (S. 142-43):

Ich persönlich habe zu viele Frauen gesehen, die ihre Ehemänner mit einem Tomahawk oder sogar mit deren eigenen Bumerangs angreifen, mit sie stets als Opfer von Mißhandlungen zu sehen. Ein Ehemann kann Nahrungsmittel beigebracht hat, aber ich habe noch nie eine Ehefrau gesehen, die unterwürfig stillsteht, um die Strafe für ihre tadelnswerte Handlung entgegenzunehmen. Beim Streit kam es schon vor, daß sie als erste zuschlug und für den Fall, daß die Frau sich offensichtlich in der Gefahr befand, ernsthaft verletzt zu werden, konnte einer der Umstehenden einschreiten, was meines Wissens meistens der Fall war.

Bei einem Streit entschied auch nicht die größere Kraft des Mannes, denn die Ehefrau »konnte ihre Sachen und Haushaltsgüter zusammenpacken und in das Lager eines Verwandten zie-

hen [...], bis der Verlust des ökonomischen Partners [...] den Ehemann wieder zur Vernunft brachte und er eine Versöhnung herbeizuführen versuche« (S. 143). Kaberry folgert daraus, daß der wesentliche Punkt bezüglich der Unentbehrlichkeit des wirtschaftlichen Beitrages der Frau »nicht nur ihre bedeutende Wichtigkeit als Wirtschaftsfaktor ist, sondern auch ihre Macht, diese zu ihrem eigenen Vorteil in anderen Bereichen des Ehelebens zu nützen«.

Zu unterstreichen gilt es auch einen anderen Aspekt: solche Streitigkeiten haben, auch wenn es oberflächlich so erscheinen mag, nicht die gleiche strukturelle Ebene wie ähnliche Streitigkeiten in unserer eigenen Gesellschaft. Bei uns wird die Reziprozität der ehelichen Rechte und Pflichten im Rahmen einer sozialen Ordnung bestimmt, die den Unterhalt durch bezahlte Lohnarbeit gewährleistet, während die Ehefrauen gesellschaftlich wichtige, aber unbezahlte Dienste im Haushalt leisten. Die Dichotomie zwischen »öffentlicher« Arbeit und »privatem« Haushalt verschleiert die »Sklaverei« der Frauen im Haushalt. In allen Gesellschaften haben die Frauen versucht, ihre Situation so vorteilhaft wie möglich zu beeinflussen, aber sie sind in unserer Gesellschaft, strukturell gesehen, in einer qualitativ anderen Position als in jenen Gesellschaften, in denen die »Haushaltsökonomie« die gesamte Ökonomie ausmacht. Hinweise auf die Autonomie der Frauen in Entscheidungsfragen, die ihr eigenes Leben betreffen, sind in solchen Gesellschaften häufig zu finden. Damit einher geht eine autonome Anschauungsweise, wie Kaberry, wieder für die Kimberly Leute, aufzeigte: »Die Frauen, soweit ich das durch ihr Verhalten feststellen konnte«, schreibt sie, »verblieben bedauerlich profan in ihrer Haltung den Männern gegenüber«. Zwar bewunderten sie die jungen Männer sehr, wenn sich diese in ihrem zeremoniellen Putz/Schmuck/Gewand zeigten, aber »das ausgesprochene Lob deutete an, daß die Zuschauerinnen die Männer als zukünftige Liebhaber betrachteten und nicht als gottähnliche Individuen« (S. 230). Zusammenfassend stellt Kaberry fest, daß »es fraglos nicht so ist, daß das heilige Erbe des Stammes nur mit den Zeremonien der Männer identifiziert wird. Jene der Frauen gehören ebenso dazu« (S. 277). Zu den Vorstellungen der »Entweihung« sagt sie: »Die Frauen sind bezüglich der Rituale der Männer profan und nicht initiiert; die Männer sind bezüglich der Rituale der Frauen profan und nicht initiiert« (S. 277).

42

Das Datennaterial zur Autonomie und zur Nichtexistenz einer besonderen Unterwürfigkeit der Frauen bei den Montagnais-Naskapi des 17. Jahrhunderts ist eindeutig, und obendrein handelte es sich um eine Gesellschaft, in der die Jagd eine besonders wichtige Rolle spielte. Die Frauen stellten Kleidungsstücke und anderes Notwendige her, steuerten aber viel weniger Nahrung bei, als es sonst bei Jägern und Sammlern üblich war. Im 17. Jahrhundert waren sowohl Frauen als auch Männer Schamanen, obwohl man sich anscheinend nicht mehr daran erinnert. Als mächtige Schamanen war es ihnen möglich, die Männer zum Kampf aufzurufen. Die Männer zelebrierten einige mit der Jagd zusammenhängende Feste, von denen die Frauen ausgeschlossen waren. Ähnlich waren die Männer von den Festlichkeiten der Frauen ausgeschlossen, über die wir heute allerdings nicht mehr wissen, als daß sie stattgefunden haben. Die Frauen hielten ihre eigenen Versammlungen ab, sowohl in Krisenzeiten als auch dann, wenn die öffentliche Ermahnung nicht ausreichte, einen Mann zu gutem Benehmen anzuhalten. Gerade bei Kriegszügen wird alles andere als das Dominanz-Unterwürfigkeitsverhalten offensichtlich. In früheren Zeiten führten die Montagnais-Naskapi Feldzüge gegen die Frokesen, die ihre Pelzjagdtterritorien ausdehnten. Die Wüt, mit der die Frauen die Männer zum Kampf anstachelten, und die grauenvollen und langwierigen Subtilitäten beim Märtern der Gefangenen, die die Frauen sich ausdachten, stoßen uns vor den Kopf. Der zentrale Aspekt war dabei jedoch nicht der, sich selbst »als siegreichen Helden zu feiern«, sondern an den Frokesen Rache zu nehmen für den Tod der eigenen Männer.

Grobe und subtile Fehler der Ethnographie

Trotz dieses Beweismaterials ist die relative männliche Dominanz und die weibliche Unterwürfigkeit ein durchgängiges Thema der Ethnographie. Das Ausmaß der Verdrehung des Datennaterials durch eine unhistorische Herangehensweise, die jahrhundertalte Richtungsänderungen übersieht, sowie durch ethnozentrische Interpretationen, die auf der bloßen Annahme von öffentlich-präsentierbaren Männern versus privat-unterwürfigen Frauen basieren, machen die zwei folgenden Beschreibungen einer Jägergesellschaft offensichtlich:

43

In der einen werden die Frauen als äußerst unabhängig, als sich selbst versorgend und »weit vielseitiger als Männer« dargestellt. Sie sind sehr stolz und interessiert an ihrer Arbeit, besonders auf ihre handwerklichen Fähigkeiten bei der Lederarbeit und beim Sticken. »Mädchen werden angehalten, Arbeit in solch einer Qualität auszuführen, daß es Neid und Anerkennung erregt.« Eine gute Arbeiterin genießt in weiten Kreisen hohes Ansehen, andere Frauen kommen zu ihr, um von ihr zu lernen und einige ihrer Arbeiten zu sehen. Die Männer hören bei den Unterhaltungen der Frauen zu, um etwas über »begabte Frauen« in Erfahrung zu bringen, die sie dann für die Ehe auswählen möchten. Frauen erhalten »öffentliche Anerkennung« als Hebammen und Naturheiler (eine auch von Männern ausgeführte Betätigung), und manche von ihnen sind an der Heilkunde so sehr interessiert, daß sie »mit Personen aus weitentlegenen Gruppen Handel treiben [...] um Kräuter zu ergattern, die bei ihnen selbst nicht heimisch sind.« Frauen werden bekannt als Läuferinnen oder Sportlerinnen anderer Disziplinen, in denen sie sich mit Männern messen und diese durchaus auch besiegen, und sie finden im Krieg die Anerkennung der männlichen Mitstreiter, da »ein Mädchen, das sich als Krieger qualifiziert, auch als Krieger betrachtet wird und nicht etwa als ein sonderbar gearbetes Mädchen«. Frauen komponieren Lieder und Tänze, die populär werden können und dann über Generationen weitergegeben werden, und sie stellen wunderbare Masken her, die in wichtigen Bär-Zeremonien Verwendung finden.

Junge Mädchen begleiten oft ihre Väter auf Jagdzügen, so daß sie sich gewöhnlich sowohl die Fertigkeiten der Männer als auch die der Frauen erwerben. Im Leben der Frauen kommt es häufiger zu Veränderungen als in dem der Männer, und viele Frauen versorgen sich irgendwann in ihrem Leben selbst, indem sie jagen, und zwar in einer Parkombination von Mutter-Tochter, Schwester-Schwester und Großmutter-Enkelin. Manche Frauen unterstützen auf diese Weise für einige Zeit ihre arbeitsunfähigen Männer. Wenn es erforderlich ist, stellen Frauen, die geschickt genug sind, ihre eigenen Kanus her. Im großen und ganzen »sind Frauen, die die Arbeit der Männer übernehmen, als einfallreicher und unkümmert zu charakterisieren«. Frauen verfolgen, wählen oder verlassen eigenmächtig den Ehemann oder Liebhaber oder beschließen, für längere Zeit unverheiratet zu bleiben. Eine zu of-

fene, lockere oder störende Promiskuität wird nicht gerne gesehen, und es gibt einige Ressentiments, wenn ein unverheiratetes Mädchen ein Kind bekommt. Wenn sie oder der Kindesvater einander jedoch nicht heiraten wollen, hat eine Frau mit einem Kind keine Schwierigkeiten, einen Ehemann zu finden, so sie einen will.

Frauen sind für Visionen empfänglicher als Männer, und diese Empfänglichkeit verleiht ihnen überirdische Kräfte; bei Jungfrauen müssen die Visionen durch Isolation und wiederholtes Fastenzählen ältere Frauen Geschichten über Frauen, von denen sich manche tatsächlich ereigneten, einige davon sind halb wahr und andere Legenden.

Im Gegensatz dazu stellt die zweite Beschreibung eine jägergesellschaft dar, in der die Frauen »inferior« sind und es ihnen annehmend heißt, »daß jeder Mann eigentlich jeder Frau weit überlegen« sei und in der den Frauen beigebracht wird, »als Empfängern männlicher Gunst sowohl ökonomischer als auch sexueller Natur zu fungieren und die Nichtbeachtung seitens der Männer zu akzeptieren«. Die Aktivitäten der Männer sind häufiges Gesprächsthema und werden öffentlich bekannt gemacht, während die Arbeiten der Frauen »unveröffentlicht« bleiben; die »Mythologie handelt von den Beschäftigungen der Männer und deren Auszeichnungen«. »Künstlerinnen – in auffallendem Gegensatz zu talentierteren Männern – finden weder Auszeichnung noch bringt man ihnen jene Achtung entgegen, die allgemeinen Respekt anzeigt«. Statt dessen »werden Frauen in die Rolle von Zuschauern gedrängt, die die (Männer) mit angehaltenem Atem beobachten und bewundern«. In der Welt der Männer wird »keine Frau individuell von den anderen unterschieden«, und obwohl Frauen »den Wert ihrer Arbeit ebenso besprechen wie die Männer den Wert ihrer Arbeit [...] gelten diese Diskussionen und Prahlereien nicht als offiziell wie jene der Männer, sondern werden als Tratsch abgewertet«. In sexueller Hinsicht mißt man die Frauen mit doppeltem Maßstab. Die pubertären Aktivitäten der Knaben finden Aufmerksamkeit, die Mädchen hingegen wertvoller »unheilvoller Kräfte«.

Diese letztere Gesellschaft scheint uns sehr vertraut, um so mehr

wundern wir uns über die vorher geschilderte. Die Sache ist aber die, daß hier nicht nur zwei Mal ein und dasselbe Volk beschrieben wird, sondern daß ich die Beiträge aus einer Monographie, *The Ojibwa Woman*, von Ruth Landes (1938: viii, 5, 11, 18-19, 23-25, 42, 128-32, 136, 140, 180) selektiv ausgewählt habe. Ich bedauere es, eine Studie kritisieren zu müssen, die eine volle und ausführliche Dokumentation der Aktivitäten und Interessen von Frauen vorlegt, jedoch hat Landes ihren eigenen Beitrag zum Verständnis der geschlechtsspezifischen Rollen in einer Jägergesellschaft selbst unterminiert, indem sie die Frauen durch unüberprüfte und ethnozentrische Phrasologie abwertete.

Es finden sich unzählige Widersprüche in ihrer Studie. Landes berichtet klar und unzweideutig über den Erfindungsreichtum der Frauen und über die Tatsache, daß ihren Aktivitäten ein größerer Spielraum gewährt wird als jenen der Männer; schreibt dies dann jedoch der »allgemeinen Atmosphäre kultureller Indifferenz, die sie umgibt«, zu sowie »oberflächlich und negativ formulierten Idealen, mit denen die Tradition für sie Sorge zu tragen vorgibt« (S. 181). In einem anderen Zusammenhang spricht sie von Frauen, »die durch ihre Arbeit Selbstbewußtsein entwickeln« und »in der entgegengebrachten Anerkennung ihre Befriedigung finden«, fällt aber das Urteil, hierdurch würden »männliche Motivationen in die Arbeit der Frauen« eingebracht (S. 154-55). Dennoch werden Frauen nicht im Sinne konkurrierenden Strebens und mittels der Beschämung durch eine Niederlage beim Erlernen weiblicher Fertigkeiten erzogen, so Landes, sondern lernen diese durch Spiele, die die gleichen Anforderungen an »Buben und Mädchen, an Männer und Frauen« stellen und bei denen beide Geschlechter »merken, daß ihre Selbstachtung vom Ergebnis des Spiels abhängt« (S. 27, 155). In einem anderen Zusammenhang schreibt sie: »Mädchen werden zu Arbeiten von so hoher Qualität angestoppt, daß sie Bewunderung und Neid hervorrufen« (S. 19) und »individuelle Unterschiede in den Fähigkeiten sehr wohl beachtet werden« (S. 27). Landes führt darüber hinaus an, daß Mädchen »protektive« Namen erhalten, um an einer anderen Stelle kommentarlos von einer Schamanin namens »Thunder Woman« (S. 29, 37) zu berichten sowie von einer weiblichen Kriegerin, die »Chief Earth Woman« (S. 141) hieß, und einer Schamanin namens »Iron Woman«, »die sogar die besten männlichen Spieler« bei Glücks- und Geschicklichkeitsspielen schlug (S. 26-27, 62-63, 137).

Die hauptsächlichste Arbeitsteilung besteht nach Landes darin, »daß Männer jagen und Rohmaterialien herbeischaffen und Frauen diese verarbeiten« (S. 130-31). Die Arbeit des Mannes gestaltet sich nicht so vielfältig wie die der Frau, »aber sie wird (S. 131). »Die Arbeit der Frau wird gewöhnlich [von den Männern] ignoriert« (S. 18). Und was meint Landes zum Interesse, das sowohl Frauen als auch Männer für Frauenarbeit zeigen? Sie schreibt, daß »eine ausgezeichnete handwerkliche Leistung die informelle Anerkennung der Frauen hervorruft, die so groß ist wie die Anerkennung der Männer einem Knaben gegenüber, der Talent bei der Jagd zeigt« (S. 18-19, Hervorh. E.L.); daß ein Ehemann mit der handwerklichen Arbeit seiner Ehefrau prahlt; daß Männer von talentierteren Arbeiterinnen, die sie eventuell ehelichen möchten, dadurch erfahren, »daß sie den *Tratsch* ihrer eigenen weiblichen Verwandten heimlich belauschen« (S. 19, Hervorh. E.L.). Nachdem Landes so die Welt der Frauen als eine »private« und wenig prestigeträchtige etablierte, führt sie später Belangen den Männern gegenüber – daß Frauen sich in sexuellen scheinbar bezüglich der Liebe artikulierter zu sein als Frauen. Denn es sind die Männer, von denen es heißt, sie seien auf ihre Ehefrauen stolz, nicht aber umgekehrt« (S. 120).

Ich behaupte nicht, daß Landes es versäumt, sowohl von Männern als auch von Frauen Aussagen über die größere Bedeutung der Arbeit der Männer sowie Aussagen mit genau konträren Inhalt zu sammeln. Zur Zeit ihrer Feldforschung war die Arbeit der Männer tatsächlich bedeutsamer. Die Reziprozität der geschlechtlichen Arbeitsteilung war schon lange einer starken Abhängigkeit von Handelsgütern gewichen. »Seit der Ankunft der Händler«, schreibt Landes, »haben die Ojibwa-Männer gelernt, Tauschhandel zu betreiben. Sie handeln mit Pelzen und Fleisch, welches sie sich erjagt haben, und da die Männer eher als die Frauen dasjenige besaßen, was die Weißen begehrten, wurden sie die Händler« (S. 134). Die Tatsache, daß die Frauen so autonom blieben wie bei den Ojibwa, ging offensichtlich darauf zurück, daß die Jagd weiterhin die Hauptnahrungsquelle blieb und die Frauen oft sich selbst und ihre Familie durch die Jagd erhalten konnten.

Die Abwertung des Status der Frauen bei den Ojibwa durch

Landes, trotz ihrer eigenen gegenteiligen Beweise, beruht zum einen auf den Widersprüchen, die auf die stratigraphischen Veränderungen der sozioökonomischen Position der Frauen zurückzuführen sind, zum anderen auf einem Mangel an kritischer und historischer Orientierung ihrem eigenen Material gegenüber. Trotzdem verdient Landes Anerkennung dafür, daß sie so ausführliches Material über Frauen zur Verfügung stellte, das eine explizite Kritik ihrer Arbeit überhaupt möglich macht.

Die Untersuchungsergebnisse zu den Irokesen zeigen ähnliche Widersprüche auf. Die Gesellschaftsstruktur der Irokesen des 17. und 18. Jahrhunderts, die trotz Gartenbaukultur doch noch egalitär war, ist für den hohen Status der Frauen bekannt. Ländereien wurden durch die Matrilinearität weitervererbt, die Matronen regelten die wirtschaftlichen Angelegenheiten der gemeinschaftlichen »Langhäuser«, sie arrangierten die Ehen, sie nominierten für den Sachem des intertribalen Rates und setzten ihn wieder ab, und eine gleiche Anzahl von Frauen und Männern fungierte als einflußreicher »Hüter des Glaubens«. Der postmaritale Aufenthaltsort war uxoriokal, und eine Frau konnte sich mit wenigen Formalitäten von einem Ehemann trennen, der ihr nicht gefiel, indem sie ihn zu seiner eigenen Familie zurückschickte. Der Wert der Frauen drückte sich in der Tatsache aus, daß eine ermordete Frau das Doppelte der Kompensation eines ermordeten Mannes erforderte.

Allerdings kann man unter den widersprüchlichen Aussagen über den Status der Irokesenfrauen wählen. Am Beginn des 18. Jahrhunderts schrieb Lafitau über die Irokesenfrauen (oder vielleicht über die ähnlichen Huron): »all die wirkliche Autorität ruht bei ihnen. [...] Sie sind das Herz der Räte, die Richter über Krieg und Frieden« (Brown 1970: 153). Andererseits haben wir die weit häufiger zitierten und von keinem Geringeren als Morgan selbst stammende Aussage: »Der Indianer sah die Frau als die Inferiore, die Abhängige und die Dienerin des Mannes an, und durch Erziehung und Gewohnheit verstand sie sich selbst tatsächlich als solche« (1954: 315; bei Goldberg zitiert z. B. 1973: 40, 58, 214; Divale 1976: 202).

Das Gegenätzliche dieser zwei Verallgemeinerungen ist zum Teil zeitbedingt. Morgan arbeitete mit irokesischen Informanten im 19. Jahrhundert zusammen, in einer Zeit, als das Langhaus nur mehr eine Erinnerung war und die Irokesen in Nuklearfamilien

leben, die größtenteils von Lohnarbeit verrichtenden Männern erhalten wurden. Später jedoch zitierte Morgan zur hohen Position der Frau bei den Seneca Rev. A. Wright: »Die Frauen übten die größte Macht in den Clans wie auch überall sonst aus. Was es erforderlich, zögerten sie nicht, vom Haupt des Häuptlings die Hörner abzuschlagen, um es technisch auszudrücken, und ihm wieder in den Rang eines Kriegers zurückzusetzen« (1974: 464).

Zwischen der »League of the Iroquois« und »Ancient Society« entwickelte Morgan seine Ideen zur sozialen Evolution und zur Verschlechterung des relativen Status der Frauen mit Beginn der »Zivilisation«. »Das Mutterrecht und die Gynokratie bei den Irokesen [...] ist nicht überzeichnet«, schrieb er später. »Wir können darin eine längst vergangene Phase des menschlichen Lebens erkennen, die in den Stämmen der Menschheit weit verbreitet war [...] Erst als die Zivilisation bei den Griechen ihren Anfang genommen hat und die gentile Gesellschaft von der politischen Gesellschaft abgelöst wurde, war der Einfluß der alten Gesellschaftsordnung überwunden« (1965: 66). Durch die Monogamie war die Frau »nun von ihrer Blutsverwandtschaft (gentile) isoliert, da sie in dem separaten und abgeschlossenen Haus des Ehemannes wohnte. Diese neuen Umstände führten dazu, die Macht und Einflußnahme, welche durch die weibliche Linie weitergegeben und durch das gemeinschaftliche Leben in den Langhäusern begründet wurde, zu unterdrücken und zu zerstören« (S. 128). Und Morgan weiter (S. 128):

Aber dieser Einfluß der Frau erstreckte sich nicht nach außen, auf die Angelegenheiten der Gens, der Phratie oder des Stammes, sondern hatte anscheinend seinen Ausgangs- und Endpunkt im Haushaltsbereich. Diese Sichtweise trifft ziemlich genau auf ein Leben voll geduldiger Plackerei und allgemeiner Unterwerfung gegenüber dem Ehemann zu, das die Irokesenfrau frohgemut als Bestimmung ihres Geschlechts akzeptierte.

Es stellt sich nun die Frage, wie eine solche Charakterisierung mit der Beschreibung von Wright übereinstimmen kann, der viele Jahre bei den Seneca lebte (Morgan 1965: 65-66):

Üblicherweise herrschte der weibliche Teil im Haus, und die Frauen hielten zweifellos untereinander zusammen. Die Vorräte waren gemeinschaftlich; aber wehe dem unglücklichen Ehemann oder Liebhaber, der zu faul war, seinen Anteil zur Nahrungsbeschaffung beizutragen. Unabhängig davon, wieviele Kinder oder Güter er im Haus hatte, konnte ihm

jederzeit befohlen werden, seine Decke zu nehmen und den Platz zu räumen; nach einem solchen Befehl war es nicht ratsam, ungehorsam zu sein; im Haus würde es brenzlich für ihn werden; wenn nicht irgendeine Tante oder Großmutter ihn retete, indem sie interveniert, muß er sich in seinem eigenen Clan zurückziehen.

Eine Erklärung bietet sich schnell an, betrachtet man die übliche Diskrepanz zwischen der idealen und der wirklichen Rolle der Ehefrau in unserer Gesellschaft. Im Idealfall ist die Ehefrau der geduldige und fröhliche »Helfer« in den nuklearen Unternehmerten Familien. Aber in Wirklichkeit kann hinter der allgemein akzeptierten Fassade eine frustrierte Ehefrau stehen, die ihren emotional abhängigen Ehemann aufbaut, beeinflusst und dominiert. Viel ethnographisches Datenmaterial wird einerseits die Annahme der männlichen Dominanz als kulturellem Ideal projiziert, andererseits die des »Pantoffelhelden« als alternierender Realität jener Gesellschaften, in denen die private »Macht« der Frauen durch den Ausschluß von öffentlicher Einflußnahme erzwungen wird. Varianten zu diesem Thema können in ehemals egalitären Gesellschaften beobachtet werden, in denen in jüngster Zeit der Handel, verschiedene Formen des Pachtwesens, Lohnarbeit oder direkte Sklaverei wichtig wurden. Diese ökonomischen Zusammenhänge transformieren die größtenteils von Frauen kontrollierten Haushaltskollektive, die gemeinschaftlich für das Großziehen der Kinder verantwortlich waren; Frauen und Kinder geraten nun in Abhängigkeit von einem einzelnen Mann. Rekonstruiert man jedoch die früheren Strukturen solcher Gesellschaften und zieht die Reichweite der von Frauen getroffenen Entscheidungen in Betracht, zeigt sich die autonome und öffentliche Rolle der Frauen. Ihr Status war nicht im wortwörtlichen Sinn dem des Mannes »gleich« (ein kritischer Punkt, der viel Verwirrung verursacht), war aber gleich in bezug darauf, daß sie als Personen weiblichen Geschlechts eigene Rechte, Pflichten und Verantwortungen hatten, die denen der Männer komplementär und in keiner Weise zweitrangig waren.

Der Status der Frau bei den Irokesen basierte nicht per se auf ihrem wirtschaftlichen Beitrag. Die Frauen leisteten in jeder Gesellschaft einen wichtigen ökonomischen Beitrag, ihr Status aber ist abhängig von der Strukturierung desselben. Ausschlaggebend ist dabei, ob sie die Bedingungen, unter denen sie arbeiten, und die Verteilung der von ihnen produzierten Güter kontrollieren kön-

nen oder nicht. In egalitären Gesellschaften werden die Frauen von denselben technologischen und ökologischen Bedingungen eingeschränkt wie die Männer, und es existiert keine gesellschaftlich definierte Gruppe, die ihnen ihre Aktivitäten vorschreibt. Brown (1970) dokumentierte diesen Punkt für die Irokesen, und andere Forscher untersuchen seine indirekten Folgen (Caulfield 1977, Sanday 1974, Sacks 1975, Schlegel 1977).

Die Mätrenen der Irokesen konservierten, lagerten und verteilten Mais, Fleisch, Fisch, Beeren, Kürbisse und Fette, die in speziellen Gruben vergaben oder im Langhaus aufbewahrt wurden. Brown stellt fest (S. 162), daß die Kontrolle der Frauen über die Verteilung der von ihnen produzierten Nahrungsmittel sowie über die Verteilung von Fleisch ihnen die Macht gab, ihr Veto bei Kriegserklärungen auszusprechen und zu intervenieren, um Frieden herzustellen: »Indem sie die essentiellen Nahrungsmittel für die männlichen Aktivitäten – der Jagd, der Kriegsführung und der Ratsversammlung – bereitstellen, waren sie in der Lage, diese bis zu einem gewissen Grad zu kontrollieren.« Die Frauen bewachten außerdem den »tribalen öffentlichen Schatz«, der im Langhaus aufbewahrt wurde, das Wampum, die mit Federn und Strahlen geschmückten Arbeitsstücke und Pelze – ich möchte hinzufügen, daß die Pelze eine neue Form von Reichtum waren, der in der Folge zum Unterfang führen wird. Zu betonen ist, daß dieses »Haushaltsmanagement« von einer vollständig anderen Art war als die Führung der Nuklearfamilie oder erweiterten Familie in patriarchalischen Gesellschaften. In letzteren dürfen Frauen Männer umschmeicheln, beeinflussen oder niederreden, aber immer nur hinter der öffentlichen Fassade; im ersteren Fall war die »Haushaltsführung« selbst die Führung der »öffentlichen« Ökonomie.

Engels vertrat die Ansicht, daß das Haushaltsmanagement in egalitären Gesellschaften einen öffentlichen Charakter besitzt; diesen Aspekt hat Morgan nicht verstanden. Wie die meisten heutigen Anthropologen bewertete auch er den Status der Frauen in der Irokesengesellschaft als quantitativ höher, sah aber nicht den qualitativen Unterschied zur späteren Entwicklung.

Interessant ist es jedoch, die Ansichten Morgans über die Irokesenfrauen zu verfolgen. Ungachtet seines Beitrages zum Verständnis der historischen Tatsachen, die zur Statusveränderung der Frauen führten, ist seine »League of the Iroquois« nicht frei von abwertenden Unterstellungen. Lässe man nur die »League«,

kaime man nie auf die Idee, daß die Matronen die Sachems nominieren. Ihre Rolle als Versorgerinnen wird mit der Bemerkung abgetan, daß »der Krieger die Mühsal der Landbearbeitung (husbandry) verabscheute und sich für jegliche Arbeit zu gut war« (1954: 320), obwohl Morgan an anderer Stelle darauf hinweist, wie schwer die Männer bei der Jagd arbeiten mußten. Die Arbeit der Frauen in der Agrikultur ignoriert, schreibt er so, als seien die Irokesen in erster Linie Jäger. Ohne den Einfluß der Städte, stellt er fest, »hätten die Institutionen der Irokesen weiterbestanden, bis die Menschen die Jagdmute verlassen, bis sie die Jagd für die Landwirtschaft, die Kriegskunst für die Industrie aufgegeben hätten« (S. 132). Über die offizielle Teilnahme der Frauen an tribalen Angelegenheiten heißt es: »Der Geist des irokesischen Führungssystems war solcherart, daß der Einfluß der geringeren Häuptlinge, der Krieger und *sogar* der Frauen sich bemerkbar machte« (S. 66; Hervorh. E.L.), und: »Wenn eine Horde von Kriegern sich für eine gerade anstehende Angelegenheit interessierte, hielten diese eine eigene Beratung ab, und nachdem sie die Situation zur Gänze durchdacht hatten, bestimmten sie einen Redner, um ihre Standpunkte den Sachems mitzuteilen. [...] In ähnlicher Weise gingen die Häuptlinge, ja sogar die Frauen vor« (S. 101).

Richards (1937) vertritt den Standpunkt, daß »das ursprüngliche Matriarchat von Laftau, Morgan und Hewitt nicht richtig dargestellt wurde«, und daß der Status der Irokesenfrauen sich um 1784, dem Beginn des Lebens in den Reservaten, verbesserte. Ihre Dokumentation enthüllt jedoch nicht eine Verbesserung des Status, sondern den Übergang von der Informalität einer voll egalitären Gesellschaft hin zur offiziellen Formalisierung jener Autorität, die zur Bewältigung der neuen und komplizierteren politischen und ökonomischen Bedingungen notwendig war.

Richards beschäftigt sich mit zwei offiziellen Machtbereichen der Frauen – dem Recht, über Kriegsgefangene zu bestimmen, und dem Recht, in Eheangelegenheiten zu entscheiden. Sie schließt aufgrund verschiedener Begebenheiten in den »*jesuit Relations*« und anderer früherer Quellen, daß »eine allmähliche Ausdehnung der Entscheidungsgewalt der Frauen mit einem damit einhergehenden Verlust bei den Männern stattfand«, und zwar als »Ergebnis einer lang anhaltenden Kontaktsituation«. Richards stellt elf Begebenheiten, die Disposition der Kriegsgefangenen betreffend,

dar, acht fanden zwischen 1637 und 1655, eine 1724 und zwei 1781 statt. Sie behauptet (S. 38), daß »Frauen in der früheren Periode wenig bis keine Entscheidungsgewalt hatten«, daß sie später die Entscheidungsmacht mit den männlichen Familienmitgliedern teilten, allerdings von der Zustimmung derjenigen, die die Gefangenen gemacht hatten, und der Ratsversammlung abhängig waren; noch später »hatten sie das Recht zu intervenieren, ja sogar aktiv die Gefangennahme einer Person anzuregen, obwohl es noch immer notwendig war, offiziell die Zustimmung der Ratsversammlung zu erhalten«. Unter den acht Fällen der ersten Periode zeigen einige die aktive und erfolgreiche Intervention einer Frau zugunsten eines Gefangenen aufgrund der formalen Präsentation des Wampum an die Ratsversammlung, und bei einer anderen Gelegenheit besetzt eine Frau auf der Tötung eines Gefangenen, den man ihr als Ersatz für ihren toten Bruder gegeben hatte, trotz des gegenwärtigen Wunsches der Ratsversammlung.

Frauen üben nirgends eine Autorität aus, die diejenigen entspricht, die von Männervereinigungen in patriarchalischen, auf Klassen basierenden Gesellschaften praktiziert wird. Die genannten Fälle zeigen vielmehr die Flexibilität der Entscheidungsfindungsprozesse, die für egalitäre Gesellschaften charakteristisch ist. Diejenigen, die Gefangene machen, die Ratsversammlung und sonstige interessierte Personen konnten über die Verfürgung der Gefangenen mitbestimmen, und je nachdem, wie überzeugend einzelne Frauen oder Männer ihren Fall, der Tiefe ihrer Einsicht entsprechend, darlegten, wurde ihr Vorschlag angenommen oder nicht. Für den jetzigen Argumentationsstrang ist es von Bedeutung, daß in all den Fällen, auch wenn sie zeitlich und unter verschiedenen Irokesenvölkern verstreut waren, die Frauen formal und öffentlich in ihrem eigenen Interesse handelten, indem sie Geschenke zeremoniell übergaben, die Künste der Rhetorik anwandten und sich durch andere öffentliche Darbietungen profilieren. Richards (S. 41) bezieht sich auf Radissons Bericht über seine Rückkehr von einer Kriegshandlung: seine Adoptivmutter, sagt er, »kommt springend und singend, um mich zu begrüßen. [...] Sie übernahm die Sklavin, die ich hatte, und wollte nicht, daß sonst jemand diese belästige. Aber der Gefangene meines Bruders wurde am selben Tag verbrannt.« Radissons Mutter hatte ihn selbst damals in folgender Weise in Besitz genommen: »Die alte

Frau ist mir nachgegangen, laut sprechend, sie antworteten ihr mit einem lauten Ho, dann nahm sie ihren Gürtel und band ihn um mich und brachte mich so zu ihrer Hütte.«

Bezüglich der Entscheidungsfindung bei Eheschließungen führt Richards verschiedene Beispiele dafür an, daß die Matronen in der frühen Periode keine scharf begrenzte Entscheidungsmacht über die Ehepartner ihrer Söhne und Töchter hatten. Vielmehr zeigen die frühen Berichte, daß junge Frauen in Gemeinschaftsschlafsalen lebten, sich Liebhaber nahmen, mit Versuchsexperimentierten und selbst entschieden, wen sie heiraten würden, allerdings mit dem Rat und der formellen Anerkennung durch ihre Eltern. Cartier schrieb, daß nach diesem »sehr üblen« Brauch die jungen Mädchen, »nachdem sie in heiratsfähigem Alter sind ... alle in ein gemeinschaftliches Haus gebracht und jedem überlassen werden, der sie begehrt, bis sie sich ihren Partner finden« (Richards 1957: 42). Andere frühe Berichte meinen, daß beide Elternteile in der Wahl des Ehepartners ihrer Kinder involviert sind, daß aber den Mädchen das Recht zusteht, einen Bewerber abzulehnen, nachdem sie ihn ausprobiert haben (S. 40, 43). Eheüberrückommen waren anscheinend flexibel und beinhalteten sowohl Polygynie als auch Polyandrie.

Die Tatsache, daß sich die Entscheidungsbefugnis der Matronen über Kriegsgefangene und bei Eheangelegenheiten durch die Formalisierung der Konstitution der irokesischen Gesellschaft immer deutlicher zeigte, beweist nicht eine Machtzunahme, sondern nur die offizielle Anerkennung von Prestige und Einflußnahme, die schon lange vorhanden waren. In einer konsensbedürftigen Gesellschaft wurden die jungen Leute durch die Älteren unter Berücksichtigung ihrer eigenen persönlichen Lebensführung eher *beeinflusst*, als daß diese ihnen etwas *befohlen* hätten. Die formale Kodifizierung der gesellschaftlichen Stellung der Frauen fand jedoch zu einem Zeitpunkt statt, als ihre Autonomie bereits ausgehöhlt war. Die weitere Geschichte der irokesischen Verfassung beinhaltet eine vorübergehende Stärkung der »öffentlichen Sphäre«, repräsentiert durch die Konföderation zu jenem Zeitpunkt, als sie durch die koloniale Herrschaft verdrängt wurde. Die Langhaus-Gemeinschaften wurden durch Niederlassungen von Einheiten von Nuklearfamilien ersetzt; übrig blieben nur einige Formen und Traditionen zwischenmenschlicher Kooperation und persönlicher Autonomie.

Übergangsstadium/Transition

Das wirtschaftliche System, das sich in Europa von 1450-1640 - von Wallerstein als »das lange 16. Jahrhundert« bezeichnet - herausbildete, formte nicht nur die Irokesengesellschaft, sondern Gesellschaftssysteme überall auf der Welt (1974: 406-7). Unglücklicherweise wurde diese Tatsache in der Anthropologie dadurch verschleiert, daß man das »innere« Funktionieren von Gesellschaften von ihrem gesamt-ökonomischen und -politischen Kontext trennte, um sog. angeblich »traditionelle« Kulturen ohne Berücksichtigung »moderner« Einflüsse rekonstruieren zu können. Wallersteins Artikel richtet sich nicht speziell an Anthropologen, seine Kritik der unhistorischen Methoden (S. 389) trifft auf diese aber durchaus zu: »Die entscheidende Anforderung beim Vergleich verschiedener »Stadien« ist, die Einheiten festzulegen, von denen die »Stadien« synchrone Abbilder (oder ideale Typen) sind. [...] Und der grundlegende Irrtum der ahistorischen Sozialwissenschaft (einschließlich ahistorischer Marxismusversionen) ist es, Teile des Ganzen in solche Einheiten zu konkretisieren und dann diese konkretisierten Strukturen zu vergleichen.« Um zu einer gültigen Geschichtsinterpretation zu gelangen, müssen die Stadien aus der Totalität der gesellschaftlichen Systeme bestehen.

Wallerstein unterteilt die Gesellschaftssysteme in »Mini-Systeme« und »Welt-Systeme«. Ein Mini-System ist eine »Einheit mit einer kompletten Arbeitsteilung und einem einzigen kulturellen Rahmen«, so wie man sie »nur in sehr einfachen agrarischen oder Jäger- und Sammlergesellschaften findet« (S. 390). Er meint weiter: »Solche Mini-Systeme existieren heute nirgendwo mehr auf der Welt. Auch in der Vergangenheit gab es weit weniger, als oft angenommen wird, denn solch ein System hörte, sobald es durch Tributzahlungen in Form der »Schutzgebühr« in ein Reich eingebunden wurde, auf, ein solches System zu sein, da es nicht länger eine selbstbestimmte Form von Arbeitsteilung hatte.« Andere Faktoren, die die selbstbestimmte Arbeitsteilung der Mini-Systeme seit Jahrhunderten unterminieren, sind der Handel, das aktive bzw. passive Beteiligtsein an der Sklaverei (in der Neuen Welt genau so wie in Afrika), Steuerabgaben verschiedener Art (oft als auslösendes Moment für Lohnarbeit) und Lohnarbeit, die meistens die Abwesenheit der Männer von ihren

Heimatdörfern während längerer Zeit mit sich brachte. In allen diesen Fällen spielte die Missisionierung eine wichtige Rolle dabei, den Menschen eine individuelle Arbeitsethik und die nukleare Familienform aufzudrängen. Da es keine Mini-Systeme mehr berücksichtigt, daß »die einzige Form eines Gesellschaftssystems ein Welt-System ist, [...] eine Einheit mit einer einzigen Arbeitsteilung und multiplen kulturellen Systemen.« Dieses Welt-System ist »die kapitalistische Weltökonomie«.

Die Anerkennung dieses Punktes hat ernsthafte Auswirkungen für kulturvergleichende Studien über Frauen, da die Verschränkung mit einer fortschreitenden kapitalistischen Weltwirtschaft tiefgreifende Folgen sowohl für das Verhältnis der Frauen zur Produktion und Distribution der Grundbedürfnisse einer Gruppe als auch für die Entstehung von Entscheidungsgewalt gehabt haben. Ordnen wir jetztzeitliche Völker »historischen Schichten – jägern und Sammeln, einfachen und fortgeschrittenen Agrikulturisten mit Domestizierung – zu gewinnen wir in der Tat einen Einblick in die Art und Weise, wie der Status der Frauen sich verschlechterte, da die Eingliederung der Völker in das Weltsystem innerhalb jeder einzelnen »Schicht« an verschiedenen Ausgangspunkten ansetzt. Auch können kulturelle Traditionen so stark sein, daß die Menschheit blutige Kriege um die von ihnen geschätzten Traditionen führen. Daher kann die Methode, sichtig angewandt werden, um historische Trends anzudeuten (siehe z. B. Sacks 1975). Sozio-ökonomische Systeme, die von den Zwängen getrennt werden, können jedoch nicht als unmittelbare Repräsentanten von Bestimmungsmerkmalen der Geschlechterrollen in gegensätzlichen Gesellschaften begriffen werden.

[...] Eine ahistorische Anschauungsweise betrachtet das Gebären und Stillen letztendlich als in sich selbst begründete Basis für eine, stillschweigend unterstellte, Unterordnung in der Vergangenheit, die dann allerdings Veränderungen ausgesetzt war. Da die geschlechtliche Arbeitsteilung einen zentralen Stellenwert für die Evolution kulturellen Lebens besaß, wird man leicht zu folgender irriger Annahme verleitet: mit der Tatsache, daß Frauen Kinder gebären, wird die frühe Arbeitsteilung ebenso in Verbindung gebracht wie die heutige Unterordnung der Frauen; daher habe im

Status der Frauen den Männern gegenüber zwar eine quantitative, jedoch keine qualitative Verschiebung stattgefunden; in der Tat aber gab es einen qualitativen Sprung, als egalitäre Gesellschaften die strukturellen Implikationen folgter Ignorierung außer der geschlechtlichen Arbeitsteilung keine weitere Spezialisierung der Arbeit gibt, werden die Güter innerhalb einer band-oder von Dorfkollektiven zur Gänze geteilt; damit einher geht die Kontrolle jedes Gruppenmitglieds über die Verteilung von Ressourcen und Produkten, die ein jeder anschafft bzw. herstellt. Die Ignorierung dieser Fakten ermöglicht es, die Ursachen der Transformation im Status der Frauen zu übergehen: die Entwicklung des Handels und der Spezialisierung bis zu dem Punkt, an dem Abhängigkeitsverhältnisse außerhalb der band, des Dorfes oder des Verwandtschaftskollektivs entstehen, unterminiert individuelle Kontrolle und persönliche Autonomie und schafft die Basis für eine Hierarchie.

Brown (1970) stellt die öffentliche Kontrolle, die von den Irokesenfrauen, auf der Grundlage ihrer Verantwortung für den kollektiven Haushalt und seine Güter, ausgeübt wird, dem Verlust dieser Kontrolle und dem gleichzeitigen Statusverlust der Frauen bei den zentralisierten und hierarchischen Bamba gegenüber. Durch vergleichende Studien bestätigen sowohl Sacks (1975) als auch Sanday (1974) den Zusammenhang zwischen der Kontrolle der Produktion sowie deren Verteilung durch die Frauen einerseits, ihrer »öffentlichen« Partizipation und ihrem Status andererseits. Goldhamer (1973) zeigt die Vielfältigkeit der Kontrollmöglichkeiten der Frauen über die Produkte ihrer Arbeit im Hochland von Neu Guinea und macht auf die Bedeutung, die diese Varianten auf ihren Status haben, aufmerksam.

Bei den Mae Enga z. B. sind die Frauen für die tägliche Verteilung ihrer Produkte verantwortlich, aber die »Männer behalten sich das »Recht und die Pflicht« der »wichtigen« Verteilung von Schweinen, Schweinefleisch und von Produkten für die feierliche Geschenkübergabe, den Handel und für Schuldzahlungen vor« (Goldhamer 1973: 6). Im Gegensatz dazu »erklären die Männer bei den Tor in West Irian, daß die totale Kontrolle der Frau über die Nahrungsmittel ihnen ihre »außerordentlich hohe Stellung« im gesamten Gebiet ermöglicht« (S. 10). Die feierliche Übergabe von Nahrungsmitteln kann sowohl eine »öffentliche« oder politische

Handlung sein als auch eine private Dienstleistung, je nach strukturellem Rahmen. Bei den Tor wie bei den Irokesen der Vergangenheit ist die Verteilung von Nahrung an Fremde durch die Frauen eine öffentliche Handlung; diese Übergabe bildet den Rahmen für die Begrüßung von Neuankömmlingen. »Das Verhalten, das die Frauen gegenüber den Fremden, die in die Dörfer kommen, zum Ausdruck bringen, bestimmt, in welcher Weise diese von den Männern empfangen werden.« (S. 10) Im Gegensatz dazu verteilen die Frauen der Bemba die Nahrung in Form einer familiären Dienstleistung, was sich auf die Position des Ehemannes auswirkt und ihm Verpflichtungen gegenüber dem Empfänger in genau derselben Weise auferlegt, wie dies hauptsächlich bei der Gewährung von Gastfreundschaft der Fall ist. Bei den Mae Enga werden durch die Arbeit der Frauen die Produkte zur Verfügung gestellt, die die Schweine fressen, welche dann bei politischen Verhandlungen von den Männern verteilt werden.

Der relativ höhere Status der Irokesen- und Tor-Frauen, die ihre Arbeit und deren Aufteilung selbst bestimmen, gegenüber der Mae Enga und besonders den Bemba, bei denen dies nicht der Fall ist, verweist darauf, daß die Anfangsstadien im Prozeß der Entwicklung von Klassen tatsächlich mit der Verschlechterung des Status der Frauen einhergingen, so wie dies Engels ursprünglich annahm. Das verbindende Glied zwischen dem abgewerteten Status der Frauen einerseits und dem Anwachsen von privatem Besitz und ökonomischen Klassen andererseits, war, laut Engels, das Auftreten der individuellen Familie als einer unabhängigen Wirtschaftseinheit. Als ökonomische Einheit transformierte die Familie, dies innerhalb der früheren kollektiven Ökonomie bildete und diese zerrüttete, die Arbeit der Frauen von einer öffentlichen Produktion zu einer privaten Dienstleistung im Haus. Die entscheidende Entwicklung, die diese Veränderung auslöste, war die Spezialisierung der Arbeit, die in einem immer größeren Ausmaß die Produktion von Gebrauchsgütern durch die Produktion von Waren für den Tausch ersetzte und damit ökonomische Zusammenhänge ins Leben rief, die außerhalb der Kontrolle ihrer Erzeuger lagen. Die Warenproduktion, schrieb Engels (1975: 606), »untergräbt die Gemeinsamkeit der Produktion und Aneignung«, »erhebt die Aneignung durch einzelne zur überwindenden Regel« und setzt dadurch »gespenstische fremde Mächte« in Bewegung, die sich gegen die Produzenten richten. Dadurch werden die Keime des

Privateigentums und der Klassenausbeutung gelegt, und die Einzelfamilie als wirtschaftliche Einheit, die Eigentum besitzt und vererbt, entwickelt sich innerhalb des Kollektivs und zerstört dieses. »Die Arbeitsteilung in der Familie [...] war dieselbe geblieben; und doch stellte sich jetzt das bisherige häusliche Verhältnis auf den Kopf, lediglich weil die Arbeitsteilung außerhalb der Familie eine andere geworden war.« (S. 595)

An Stelle der öffentlichen Verantwortung, die die Frauen in der hand oder Dorfgemeinschaft, in der die Güter verteilt wurden, innehatten, gerieten sie nun in Abhängigkeit von den Männern, die die kommerziell wichtigen Güter erzeugten. Im Kontext der individuellen Familie wurde die Frau »entwürdigt, geknechtet [...] und bloßes Werkzeug der Kinderzeugung.« (S. 513) Engels meint, daß der Prozeß sich durch die Domestizierung von Tieren im Vorderen Orient und den Tausch von Rindern, die von Männern versorgt und daher von ihnen als ihr Besitz angesehen wurden, entfaltete. Da sich der ungleiche Zugang zu Ressourcen und die Unterjochung durch Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit in sehr verschiedenen ökologischen Zonen in vielen Teilen der Welt entwickelten – sowohl vor als auch während der Zeit des europäischen Kolonialismus –, ist es wichtig, die Aussage von Engels zur Unterjochung der Frauen vom spezifischen Kontext seiner Argumentation zu trennen. Die Prozesse, die mit der Umwandlung der Produktion von Gebrauchsgütern zur Produktion von »Waren« für den späteren Tausch einhergehen, werden in allen Teilen der Erde sichtbar. Es sind dies folgende: die Spezialisierung der Arbeit in Verbindung mit dem Handel sowie die Kriegsführung, um den Handel zu sichern und zu kontrollieren; intensive Arbeit auf agrarisch genutztem Boden sowie ungleicher Zugang zu fruchtbarem Land oder dessen Privatisierung; Unterschiede im wirtschaftlichen Status, die in Kategorien wie »Sklassen«, »tribalish men«, ewige Jugend und ähnlichem ausgedrückt werden; Konkurrenz zwischen Abstammungsgruppen, in welchen sich die individuelle Familie als ökonomische Einheit abzuzeichnen beginnt; die Institutionalisierung von »politischen« Funktionen, die mit Kriegsführung und Besitz in Verbindung stehen und getrennt werden von den »sozialen« Funktionen sowie die Dichotomisierung von »öffentlichen« und »privaten« Sphären; die Institutionalisierung und ideologische Rationalisierung der männlichen Überlegenheit.

Zusammenfassung

Ich habe versucht darzulegen, daß die Struktur der egalitären Gesellschaft deshalb mißverstanden wurde, weil die bisherige Forschung die Partizipation der Frauen in dieser Gesellschaft nicht als öffentliche und autonome begriff. Die Erfassung der jäger- und Sammlerbands als einer lockeren Ansammlung von Nuklearfamilien, in denen die Frauen durch ein doppeltes Abhängigkeitsverhältnis an einzelne Männer gefesselt sind, projiziert auf die jäger- und Sammler-Gesellschaft die Dimensionen unserer eigenen gesellschaftlichen Struktur. Eine solche Auffassung impliziert eine teleologische und unlineare Sichtweise der gesellschaftlichen Evolution, wobei unsere Gesellschaft als die hochentwickelte Stufe von Verhältnissen, die in jeder Gesellschaft vorgehanden waren, verstanden wird. Eine ethnohistorische und konzepuelle Reinterpretation der Rollen der Frauen in jäger- und Sammler-Gesellschaften offenbart, daß qualitativ andere Verhältnisse vorherrschend waren. Die band als Ganzes bildete die ökonomische Grundeinheit; einzelne Personen verteilten ihre eigenen Erzeugnisse; Eigentum stellte nicht die Grundlage individueller Autorität dar; Entscheidungen wurden meistens von denjenigen getroffen, die sie dann auch ausführten.

Gelingt es nicht, die Struktur egalitärer Verhältnisse richtig einzuschätzen, so wird es noch schwieriger, die komplexen Prozesse, die die Entstehung und Entwicklung von Klasse und Staat initiieren, zu entwirren. Ethnohistorische Forschung weist darauf hin, daß in präkolonialen Gartenbaugesellschaften, in denen Egalität noch vorherrschend war, die Frauen durch ökonomische und soziale Entscheidungen öffentlich handeln, häufig mit Hilfe der Ratsversammlungen, die zwischen den reziproken Beziehungen der Frauen und Männer vermittelten. Der Vergleich solcher Gesellschaften mit jenen, die durch Rang- und Reichtumsunterschiede charakterisiert sind, zeigt, daß die wichtigste Begleiterscheinung der Unterdrückung der Frauen tatsächlich, so wie erstmals von Engels umrissen, in allen Kulturen zu finden ist. Die Umwandlung der Gebrauchsproduktion zur Produktion von Waren für den Tausch (meist mit der intensiven Bearbeitung des Landes als Ware für zukünftigen Gebrauch einhergehend) führt dazu, daß die Produzenten die direkte Kontrolle über ihre Produkte verlieren und neue ökonomische Bande geschaffen werden

die die Kollektivität der miteinander verbundenen Haushalte unterminieren. Frauen verlieren die Kontrolle über die Produktion, und die geschlechtliche Arbeitsteilung, die mit ihrer Gebärfähigkeit in Verbindung steht, wird zur Basis ihrer Unterdrückung als private Verrichtungen von Dienstleistungen in individuellen Haushalten. Dieser Prozeß vollzog sich weder einfach, automatisch, noch rasch. Dort, wo Frauen sich ein wenig ökonomische Autonomie als Händlerinnen bewahren, sichern sie sich gleichzeitig einen relativ hohen Status. In Westafrika waren die Frauen so organisiert, daß sie ihre Rechte auch dann noch gut erhalten und schützen konnten, als sich bereits ökonomische Klassen und politische Staaten entwickelten.

Die Dokumentation und Analyse der gesellschaftlichen Rollen der Frauen zeigen also, daß die familiären Beziehungen in Vorklassengesellschaften nicht bloß als schwach entwickelte Ursprungsformen unserer heutigen Strukturen zu betrachten sind. Die soziale Evolution war keine unlineare und quantitative, sondern brachte tiefgreifende qualitative Veränderungen der Verhältnisse zwischen Frauen und Männern mit sich.

Bibliographie

- Barley, Alfred Goldsworthy. 1969. *The conflict of European and Eastern African cultures, 1504-1700*. Toronto: University of Toronto Press.
- Barnes, John A. 1971. »African models in the New Guinea highlands.« in *Melanesia: Readings on a culture area*. Edited by L.L. Langness and John C. Weschler. Scranton: Chandler.
- Karwicz, Diane E. 1974. »And the Lubras are ladies now.« in *Woman's role in Aboriginal society*. Edited by Fay Gale. Carlton, N.S.W.: Excelsis Press.
- Baraden, G.T. 1938. *Niger Ibos*. London: Seely, Service.
1966. *Among the Ibos of Nigeria*. New York: Barnes and Noble.
- Kaschert, Harry W. 1970. Mescalero Apache band organization and leadership. *Southwestern Journal of Anthropology* 26: 87-106.
- Mues, Daisy. 1938. *The passing of the Aborigines: A lifetime spent among the natives of Australia*. London: Murray.
- Berridge, Catherine H. 1974. »Digging sticks and spears, or: The two-sex model.« in *Woman's role in Aboriginal society*. Edited by Fay Gale. Carlton, N.S.W.: Excelsis Press.

- Boserup, Ester. 1970. *Woman's role in economic development*. London: George Allen and Unwin.
- Briggs, Jean. 1974. »Eskimo women: Makers of men,« in *Mary sisters: Women in cross-cultural perspective*. Edited by Carolyn J. Mathiasson, pp. 261-304. New York: Free Press.
- Brown, Judith K. 1970. Economic organization and the position of women among the Iroquois. *Ethnohistory* 17: 151-67.
- Caulfield, Mina Davis. 1977. »Universal sex oppression? A critique from Marxist anthropology,« *Catalyst*, nos. 10-11: 60-77.
- Chinas, Beverly. n.d. »The other ninety-four percent: Indian women in traditional occupations,« Manuscript prepared for Intercultural Seminar on the Changing Role of Women, India, Washington, D.C.
- Cohen, Ronald. 1978a. »Origins of the state: A reformulation,« in *The early states*. Edited by H.J.M. Claessen and P. Skalnik. The Hague: Mouton.
- 1978b. »Introduction,« in *Origins of the state*. Edited by Ronald Cohen and Elman Service. Philadelphia: Institute for the Study of Human Issues.
- Cohen, Ronald, and J.W. Yanstone. 1963. *Dependency and self-sufficiency in Chibcheyan stories*. National Museums of Canada Bulletin 194.
- Cox, Bruce. Editor. 1973. *Cultural ecology: Readings on the Canadian Indians and Eskimos*. Toronto: McClelland and Stewart.
- Damas, David. Editor. 1969. *Contributions to anthropology: Band societies*. National Museums of Canada Bulletin 228.
- De Leeuwe, J. 1962. On former gynocracy among African Pygmies. *Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae* 11: 85-118.
- 1964. Male right and female right among the autochthons of Arnhemland. *Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae* 13: 313-48.
- 1965. Male right and female right among the autochthons of Arnhemland. Pt. 2. *Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae* 14: 303-48.
- 1966. Entwicklungen i. d. Bambuti-Gesellschaft. *Anthropos* 61: 737-63.
- Divale, William Tullio. 1976. Female status and cultural evolution: A study in ethnographer bias. *Behavior Science Research* 11: 169-211.
- Draper, Patricia. 1975. »Kung women: Contrasts in sexual egalitarianism in foraging and sedentary contexts,« in *Toward an anthropology of women*. Edited by Rayna R. Reiter. New York: Monthly Review Press.
- Driver, Harold E. 1962. *Indians of North America*, Chicago University of Chicago Press.
- Dumond, Don E. 1977. »The limitation of human population: A natural history,« in *Culture, disease, and healing*. Edited by David Landy, pp. 299-310. New York: Macmillan.
- Engels, F. 1975. »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats,« In: K. Marx, F. Engels, *Ausgewählte Werke*. Moskau Verlag Progress, pp. 473-609.
- Fathorn, Elizabeth. 1975. »The concept of pollution among the Kâte of the Papua New Guinea highlands,« in *Toward an anthropology of women*. Edited by Rayna R. Reiter. New York: Monthly Review.
- Fried, Morton H. 1967. *The evolution of political society*. New York: Random House.
- 1968. »On the concepts of »tribe« and »tribal society,«« *Proceedings of the 1967 Annual Spring Meeting, American Ethnological Society*, pp. 3-20.
- 1975. *The notion of tribe*. Menlo Park, Calif.: Cummings.
- Friedl, Ernestine. 1975. *Women and men: An anthropologist's view*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Gale, F. Editor. 1974. *Women's role in Aboriginal society*. Canberra: Australian Institute of Aboriginal Studies.
- Gardner, Peter M. 1972. »The Palyans,« in *Hunters and gatherers today*. Edited by M.G. Bicchieri. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Giovannini, Maureen. 1977. Industrialization, regional underdevelopment, and the role of women: An Italian case study. Paper read at the 76th annual meeting of the American Anthropological Association, Houston, Tex.
- Godliet, Maurice. 1973. Modes de production, rapports de parenté et structures démographiques. *La Pensée*, December, pp. 8-31.
- Goldberg, Steven. 1973. *The inevitability of patriarchy*. New York: Morrow.
- Goldammer, Florence Kalm. 1973. The »mistik« of role and status for the New Guinea Highlands woman. Paper read at the 72d annual meeting of the American Anthropological Association.
- Hammansy, Lala Shukry. 1957. The role of women in a changing Navajo society. *American Anthropologist* 59: 101-11.
- Hart, C.W.M., and Arnold Pilling. 1962. *The Tiewi of North Australia*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Hartwig, M.C. 1972. »Aborigines and racism: An historical perspective,« in *Racism: The Australian experience*, vol. 2. Edited by F.S. Stevens. New York: Taplinger.
- Hausner-Schäublin, Brigitta. 1977. *Frauen in Karantan: Zur Rolle der Frau bei den Iatmul am Mittelsepeik, Papua New Guinea*. Baseler Beiträge zur Ethnologie 18.
- Heerne, Samuel. 1911. *A journey from Prince of Wales's Fort in Hudson's Bay to the Northern Ocean*. Toronto: The Champlain Society.
1958. *A journey from Prince of Wales's Fort in Hudson's Bay to the Northern Ocean 1769 · 1771 · 1772*. Edited with an introduction by Richard Glover. Toronto: Macmillan.

- Heizer, R.F., and M.A. Whipple. 1971. *The California Indians: A source book*. Berkeley: University of California Press.
- Helm, June, and Eleanor Leacock. 1971. »The hunting tribes of subarctic Canada.« in *North American Indians in historical perspective*. Edited by Eleanor Leacock and Nancy Lurie. New York: Random House.
- Hornor, J. 1972. »Brutality and the Aboriginal people.« in *Racism: The Australian experience*, vol. 2. Edited by F.S. Stevens. New York: Taplinger.
- Kaberry, Phyllis M. 1939. *Aboriginal woman, sacred and profane*. London: Routledge.
- Keesing, Roger M. 1971. »Shrines, ancestors, and cognatic descent: The Kwato and Tallensi.« in: *Melanesia: Readings on a culture area*. Edited by L.L. Langness and John C. Weschler. Scranton: Chandler.
- Klein, Alan M. 1977. Adaptive strategies and process on the Plains: The 19th-century cultural sink. Unpublished Ph.D. dissertation, State University of New York at Buffalo, Buffalo, N.Y.
- Landes, Ruth. 1938. *The Ojibwa woman*. New York: Columbia University Press.
- Leacock, Eleanor. 1954. *The Montagnais »hunting territory« and the fur trade*. American Anthropological Association Memoir 78.
- 1969. »The Naskapi band.« *Contributions to anthropology: Band societies*. Edited by David Damas. Nat. Museums of Canada Bulletin 228.
- 1975. Marituality in a simple hunting economy (Montagnais-Naskapi). *Southwestern Journal of Anthropology* 11: 31-47.
- 1975. »Class, commodity, and the status of women.« in *Women cross-culturally: Change and challenge*. Edited by Ruby Rohlich-Leavitt. The Hague: Mouton.
- 1977. »Women in egalitarian society.« in *Becoming visible: Women in European history*. Edited by Renate Bridenthal and Claudia Koonz. Boston: Houghton Mifflin.
- n.d. »Modes of production in pre-class society: Comments on a symposium.« in *Modes of production*. Edited by James Silverberg. New York: Queens College Press. In press.
- Leacock, Eleanor, and Jacqueline Goodman. 1977. Montagnais marriage and the Jesuits in the 17th century. *Western Canadian Journal of Anthropology*. In press.
- Leacock, Eleanor, and June Nash. 1977. Ideologies of sex, archetypes and stereotypes. *Annals of the New York Academy of Sciences* 285.
- Lee, Richard B. 1968. »What hunters do for a living, or, How to make out on scarce resources.« in: *Man the hunter*. Edited by Richard B. Lee and Irven DeVore, pp. 30-48. Chicago: Aldine.
- 1972. »The !Kung Bushmen of Botswana.« in *Hunters and gatherers today*. Edited by M.G. Bicchieri. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- LeVine, Robert A. 1966. Sex roles and economic change in Africa. *Ethnology* 5: 186-93.
- Lewis, Oscar. 1942. *Effects of White contact upon Blackfoot culture*. Monographs of the American Ethnological Society 6.
- McElroy, Ann. 1976. The negotiation of sex-role identity in Eastern Arctic culture change. *Western Canadian Journal of Anthropology* 6: 184-200.
- 1977. *Alternatives in modernization: Styles and strategies in the acculturation behavior of Baffin Island Inuit*. New Haven: HRAA/Flex Books.
- Marshall, Lorna. 1967. »!Kung Bushman bands.« in *Comparative political systems*. Edited by Ronald Cohen and John Middleton, pp. 15-44. Garden City: Natural History Press.
- Martin, M. Kay, and Barbara Voorhies. 1975. *Female of the species*. New York: Columbia University Press.
- Meck, C.K. 1937. *Law and authority in a Nigerian tribe*. London: Oxford University Press.
- Mintz, Sidney W. 1971. Men, women and trade. *Comparative Studies in Society and History* 13: 247-69.
- Morgan, Lewis Henry. 1954. *League of the Ho-De-No-Sau-Nee or Iroquois*. Vol. 1. New Haven: Human Relations Area Files.
- 1965. *Houses and house-life of the American aborigines*. Chicago: University of Chicago Press.
- 1974. *Ancient society*. Gloucester, Mass.: Peter Smith.
- Murphy, Yolanda, and Robert F. Murphy. 1974. *Women of the forest*. New York and London: Columbia University Press.
- Rudolphe-Brown, A.R. 1964. *The Andaman Islanders*. New York: Free Press.
- Rattray, R.S. 1923. *The Ashanti*. London: Oxford University Press.
- Richard, Gladys A. 1928. *Social life of the Navajo Indians*. New York: Columbia University Press.
- Richards, Cara B. 1957. »Matriarchy or mistake: The role of Iroquois women through time.« *Proceedings of the 1957 Annual Spring Meeting, American Ethnological Society*, pp. 36-45.
- Rogers, Edward S. 1972. »The Mississini Cree.« in *Hunters and gatherers today*. Edited by M.G. Bicchieri. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Rosaldo, Michelle Zimbalist, and Louise Lamphere. Editors. 1974. *Woman, culture, and society*. Stanford: Stanford University Press.
- Sacks, Karen. 1975. »Engels revisited: Women, the organization of production, and private property.« in *Toward an anthropology of women*. Edited by Rayna R. Reiter. New York: Monthly Review.
- Sahlins, Marshall D. 1961. The segmentary lineage: An organization of predatory expansion. *American Anthropologist* 63:322-45.
- Sanday, Peggy R. 1974. »Female status in the public domain.« in *Woman*,

- culture, and society*. Edited by Michelle Zimbalist Rosaldo and Louise Lamphere. Stanford: Stanford University Press.
- Schebesta, Paul. 1965. Ursprüngliche Gynäkokratie bei afrikanischen Pygmäen? *Anthropos* 61: 220-36.
- 1966. Doch frühere Gynäkokratie bei den Bambuni-Pygmäen? *Anthropos* 61: 764-66.
- Schlegel, Alice, Editor. 1977. *Sexual stratification: A cross-cultural view*. New York: Columbia University Press.
- Schumacher, Irene. 1972. *Gesellschaftsstruktur und Rolle der Frau: Das Beispiel der Irokesen*. (Soziologische Schriften 10.) Berlin: Duncker and Humblot.
- Service, Elman R. 1966. *The hunters*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Sinha, G.P., and S.N. Ranade. 1975. *Women construction workers*. Bombay: Allied Publishers.
- Speck, Frank G. 1926. Culture problems in northeastern North America. *Proceedings of the American Philosophical Society* 65: 272-311.
- Spencer, Baldwin, and F.J. Gillen. 1968. *The native tribes of Central Australia*. New York: Dover.
- Spindler, Louise S., and George D. Spindler. 1958. Male and female adaptations in culture change. *American Anthropologist* 60: 217-33.
- Strathern, Marilyn. 1972. *Women in between: Female roles in a male world, Mount Hagen, New Guinea*. New York: Academic Press.
- Sudarkasa, Niara. 1976. »Female employment and family organization in West Africa.« in *New research on women and sex roles*. Edited by Dorothy G. McGuigan. Ann Arbor: University of Michigan Center for Continuing Education of Women.
- Tälbor, P. Amaury. 1912. *In the shadow of the bush*. London: William Heinemann.
- Thwaites, R.G. Editor. 1906. *The Jesuit relations and allied documents*. 71 vols. Cleveland: Burrows.
- Tindale, Norman B. 1972. »The Pitandjara,« in *Hunters and gatherers today*. Edited by M.G. Bicchieri. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Turnbull, Colin M. 1962. *The forest people*. Garden City: Doubleday.
- 1965a. »The Mbuti Pygmies of the Congo,« in *Peoples of Africa*. Edited by James L. Gibbs, Jr. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- 1965b. *The Mbuti Pygmies: An ethnographic survey*. Anthropological Papers of the American Museum of Natural History 59, pt. 3.
- Tyrrill, J.B. Editor. 1934. *Journals of Samuel Hearne and Philip Turnor*. Toronto: The Champlain Society.
- Van Allen, Judith. 1972. »Sitting on a Man:« Colonialism and the lost political institutions of Igbo women. *Canadian Journal of African Studies* 6: 165-81.

- Wadley, Susan. 1977. Women and Hindu tradition. *Signs* 3: 113-25.
- Wallerstein, Immanuel. 1974. The rise and future demise of the world capitalist system: Concepts for comparative analysis. *Comparative Studies in Society and History* 16: 387-415.
- Weiner, Annette B. 1976. *Women of value, men of renown: New perspectives in Trobriand exchange*. Austin: University of Texas Press.
- White, Isobel M. 1974. »Aboriginal women's status: A paradox resolved,« in *Woman's role in Aboriginal society*. Edited by Fay Gale. Carlton, N.S.W.: Excelsis Press.
- Whiting, John W.M., and Barbara Ayres. 1968. »Inferences from the shape of dwellings,« in *Settlement archaeology*. Edited by K.C. Chang, pp. 117-33. Palo Alto: National Press Books.
- Women's Bureau, U.S. Department of Labor. 1976. *The earnings gap between women and men*. Washington, D.C.: U.S. Government Printing Office.

Von fremden Frauen

Frausein und Geschlechterbeziehungen
in nichtindustriellen Gesellschaften

Herausgegeben von der
Arbeitsgruppe Ethnologie, Wien

Die Auseinandersetzung mit weiblicher Existenz in außereuropäischen Gesellschaften erfordert zweierlei Formen von Reflexion und Dialog: (1) die eigenständige Entwicklung anderer Kulturen verstehen. (2) das Besondere wie das Vergleichbare von Frauenleben in eben diesen fremden Kulturen kennenlernen. Beides widersetzt sich dem herkömmlichen westlichen Diskurs, in dem die symbolische und praktische Verdächtigungs- der fremden Frau zum willenlosen Objekt dominiert. Jenseits dieses exotischen Zerr- und Spiegelbildes steht die reale Vielfalt weiblicher Handlungs- und Lebensformen, wie sie dieser Band in ethnologischen Untersuchungen behandelt: die weiblichen ökonomischen und rituellen Leistungen bei indianischen und australischen Wildbeutern; die Rolle von Frauen bei Speisearbeit und Festgetränken unter Brandrodungsbauern am Amazonas und in Zentralafrika; die ausgewogene Struktur der Geschlechterbeziehungen bei den Hopi; die Abhängigkeiten von Frauen in der hierarchischen Gesellschaft der nomadischen Mongolen; die Tätigkeiten weiblicher Haushaltsvorstände im tibetischen Grenzland. *Von fremden Frauen* ist der erste Band im deutschsprachigen Raum, der darstellt, was Völkerkundler, Ethnologen oder Anthropologen bisher zum Thema weibliche Existenz erarbeitet haben.

Suhrkamp

Frankfurt

1989